

Berliner Monatschrift.

Herausgegeben

von

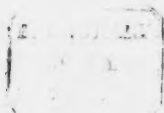
L. B u h l.

Erstes und einziges Heft.

Mannheim,

Selbst-Verlag von L. Buhl.

1844.



Druck von Heinrich Hoff in Mannheim.

I n h a l t.

	Seite.
Offenes Bekenntniß.	1
Die Urtheile des Ober-Censurgerichts . .	15
Prospektus	29
1) Einiges Vorläufige vom Liebesstaate, von Stirner.	34
2) Die unbewußte Heuchelei und Dr. Rupp, von B. Jordan.	50
3) Die wahre Bedeutung der reichsständischen Verfassung, vom Herausgeber. .	82
4) Andeutungen zur wissenschaftlichen Begründung der Gymnastik, als freie Kunst, von J. A. Märcker.	125
5) Denkschrift über die Organisation der Preuss. Verwaltung und deren Mängel, von Grävell.	175
6) Ueber Sentimentalität, von E. Bauer. .	195
7) Blick auf den Anstoß und die Richtung der deutschen Bewegung, v. E. Meyen. .	212

IV.

	Seite.
8) Eine Eigenthums- und Rechtsfrage, vom Herausgeber.	240
9) Portofreiheiten und Postfreipässe, von G. Senft.	274
10) Die Myslerien von Paris. Von M. Schmidt.	302

Offenes Bekenntniß.

Haben wir noch nöthig, die Illusion des Ober-Censurgerichts zu bekämpfen? Müssen wir noch die trügerische Hülle des Rechts und der Gesetzmäßigkeit, unter welcher sich ein neues Werkzeug der Unterdrückung und der Geistesverfolgung verbirgt, aufdecken, und aus dieser täuschenden Form den wahren Inhalt herausschütten? Sollen wir noch nachweisen, daß der Boden des Rechts und der Gesetzmäßigkeit, auf dem das Ober-Censurgericht vergeblich steht, eine chimärische Grundlage ist? Sollen wir darthun, daß Recht und Gesetzmäßigkeit leere Worte sind, wenn von ihrem Inhalte abgesehen wird? Sollen wir zeigen, daß die neue Censur-Instanz, weit entfernt der Presse Vortheil zu bringen, einem verhassten und allgemein gefühlten Drucke für blöde Augen den Schein der Gesetzmäßigkeit verliehen hat?

Für wen sollten wir aber dieß thun? Den Ueberzeugten zu predigen und in einer Sache, die

ihnen an und für sich klar ist, zu den bereits vorhandenen Erfahrungen eine neue hinzuzufügen, wäre überflüssige Mühe. Oder sollten wir den Beweis für die Halbheit und die Verblendung der „Wohlmeinenden“ führen? Das wäre eine fruchtlose Mühe. Was hülfte es uns, ihnen die Binde des Vorurtheils abzureißen, da sie unter derselben die Augen geschlossen haben? Man täusche sich nicht! Sie sehen nicht, weil sie nicht sehen wollen, und ihre Verblendung ist nicht sowohl Folge ihrer Kurzsichtigkeit, als ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit. Auch ist an ihrer Belehrung nicht viel gelegen. Sie repräsentiren die *vis inertiae*, welche nicht durch Ueberredung, sondern nur durch einen gewaltsamen Stoß überwunden werden kann. Lassen wir es auf diesen ankommen, aber hängen wir nicht ihre Rücksichten und ihre Unentschlossenheit als hemmendes Gewicht an unsere Sache. Wir wollen etwas entschieden Neues, oder wir wollen wenigstens entschieden nicht das Alte. Wie könnten wir da wohl mit den dienstfertigen Altstlickern gemeinsame Sache machen? Der Kampf den wir führen, gilt dem Bestehenden, man muß dieß der immer bereiten

offiziösen Bemäntelungssucht deutlich sagen, allem Bestehenden, dem Bestehenden überhaupt. Wie konnten wir uns da wohl mit denen verbinden, die den Fortschritt beständig im Munde führen, ohne sich vom Bestehenden loszusagen zu können? Nein, wir weisen sie zurück, die falschen Freunde, sowohl des Fortschritts, wie des Bestehenden; wir weisen sie zurück, alle diejenigen, die gegen das Bestehende frondiren, ohne mit ihm zu brechen, alle diejenigen, die nicht auf der Höhe der Freiheit stehen und die nicht den Muth und die Consequenz eines Principis haben, die Steckenpferdreiter des gesetzlichen Fortschritts und der praktischen Klugheit, die Nachzügler und namentlich die Marodeurs, die nur am Tage der Beute kampflustig sind.

Wir haben weder die Illusion des Ober-Censurgerichts zu zerstören, noch den undankbaren Versuch zu machen, Nothren weiß zu waschen, wir haben vielmehr von uns selbst den Verdacht abzuwehren, daß wir in einer Illusion befangen gewesen seien; wir haben darzuthun, daß wir nicht so sanguinisch gewesen sind, wie man uns auf das Zeugniß des OberCensurgerichts hin zugetraut hat.

Wenn und aber dieser Beweis gelingen soll, so müssen wir das Bekenntniß vorausschicken, daß die Erfahrungen der letzten Zeit, die Rheinische Zeitung, die Hallischen Jahrbücher u. s. w., deren vorübergehendes Bestehen wir als eine, mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge unvereinbaren Anomalie betrachteten und deren Unterdrückung wir daher als eine Rückkehr zur Regel ansehen, nicht spurlos an uns vorübergegangen sind. Diese Beispiele zeigten uns, wenn wir noch einer solchen Probe bedurften, wessen sich das Recht der freien Entwicklung, das diese Blätter vertheidigten und das auch wir als Devise aufstecfen wollten, sich vor der Gewalt zu versehen habe.

Wenn wir nun aber dasselbe Ziel verfolgten, wie jene unterdrückten Blätter, worauf gründete sich denn unsere Zuversicht? das bedarf einer Erklärung.

Jetzt, wo wir keine Censur mehr zu fürchten haben, wird man wohl unserer Aufrichtigkeit nicht mißtrauen, wenn wir nicht nur die im Prospekt ausgesprochene Tendenz, welche als die der reineren Entwicklung bezeichnet wurde, als unsere ein-

zige und ausschließliche Richtung wiederholt für uns in Anspruch nehmen, sondern auch noch hinzufügen, daß diese Versicherung keine *arriere pensée* verbarg. In der That, nur dieses Recht wollten wir uns vindiciren, nur das Recht der freien Untersuchung und der Kritik wollten wir geltend machen, allerdings aber das Recht der absoluten Kritik, einer Kritik ohne Voraussetzungen und Rücksichten. Durften wir hoffen, daß der Staat eine solche Kritik gewähren lassen, daß er einer wahrhaft freien Entwicklung Raum geben würde? Gewiß nicht. Wir wußten zu gut, daß eine Gewalt, welche sich auf die Autorität stützt, und welche sich nur unter der Bedingung erhalten kann, daß sie die Bewegung gewaltsam fixirt, einen Zerseßungsproceß aller bestehenden Verhältnisse, wie wir ihn beabsichtigten, nicht dulden werde. Wir wußten dieß sehr gut, und eben, weil wir dieß wußten, hatten wir es uns zur Aufgabe gemacht, die Stützen und die beschönigenden Vorwände der Gewalt: Staat, Gesetz, Recht, gesetzliche Ordnung, gesetzlichen Fortschritt, Religion, Nationalität, Patriotismus, und wie die Werke sonst heißen mögen,

zu analysiren. Um dieß aber im Bereiche und unter den Augen der Gewalt selbst thun zu können, mußten wir freilich unser letztes Wort zurückhalten, wir durften nicht sagen, wie es mit unserer Kritik beschaffen sei, daß sie rein negativ und destruktiv sei, und daß der Kampf allem Bestehenden gelte; unsere Angriffe durften nicht auf das Ganze, sondern immer nur auf einzelne Theile des Bestehenden gerichtet sein. Indessen war auch das letztere schon der Mühe werth; durften wir auch nicht dem Staat als solchen, dem Staat seinem Wesen und Begriffe nach, zu Leibe gehen und ihn als Manifestation der Unfreiheit darstellen, so kamen wir doch zu demselben Resultate, wenn wir alle bestehenden Staatsformen und vorhandenen Verfassungen, als dem Begriffe der wahren und allgemeinen Freiheit nicht entsprechend darstellten; durften wir auch nicht direct mit dem Atheismus hervortreten, so konnten wir doch den Versuch machen, die einzelnen Stufen des religiösen Bewußtseins in sich zu zerlegen.

Und hiebei mußte es uns gerade zu statten kommen, daß wir keine feste Voraussetzung und

kein zum voraus festgesetztes Endziel hatten. Wir waren nicht gesonnen, wie die politischen Charlatans, welche die am Krankenbette der Zeit sitzenden Aerzte zu vertreiben suchten, um sich selbst an deren Stelle zu setzen; unser Wahlspruch war nicht *olé-toi de là pour que je m'y mette*; nein, wir wollten die Aerzte vertreiben, um die Genesung des Kranken der freien Entwicklung seiner Kräfte zu überlassen. Wir wollten nicht eine Staatsverfassung auflösen, um eine andere von unserer Form an ihre Stelle zu setzen; wir bildeten keine Partei und wollten keine andere Propaganda, als die der Ueberzeugung. Bei dieser Unbefangenheit, bei diesem rein theoretischen Verhalten durften wir das so oft betheuerte Recht der freien Untersuchung am ehesten für uns in Anspruch nehmen. Indem wir so ausserhalb aller politischen Parteien standen, durften wir auch hoffen, der Verfolgung zu entgehen, deren Gegenstand diese sind, wenn wir nur unser letztes Wort nicht aussprechen und den Haß gegen das Bestehende überhaupt nicht hervorbrechen ließen. Unser Verfahren würde darin bestanden haben, daß wir das einzelne Positive durch

Aufdeckung der in ihm enthaltenen Widersprüche würden aufgelöst haben; wir würden also nicht der einen Staatsform die andere entgegengesetzt haben, nicht der absoluten Monarchie die constitutionelle oder die Republik. Wir hätten sogar die erstern ganz aus dem Spiele lassen können und würden unsern Zweck vollkommen erreicht haben, wenn wir die Unfreiheit der sogenannten freien Staatsform hätten verschweigen dürfen. Warum hätten wir hierbei nicht auf Duldung rechnen sollen, wenn wir die Nähe unberührt ließen und unsere Angriffe auf die Ferne richteten? Dieß zu thun, konnte uns kein Opfer kosten, da wir im Einzelnen ja doch nur das Ganze im Auge hatten.

Ja noch mehr, warum sollte hier nicht etwas Aehnliches eintreten, wie in Frankreich das Bündniß der Legitimisten und der Republikaner? Wir bekämpften den Nationalismus, und den justemilieu-Liberalismus. Wäre das nicht ein Verdienst gewesen, welches uns hätte Duldung sichern können? Das Princip wäre freilich nicht dasselbe gewesen, aber wir hätten mit dem unsrigen zurückhalten können. Wir wären allerdings nicht wohlmeinend

gewesen, aber wir hätten auch keine Uebelmeinendheit gezeigt. Eine Differenz, und eine sehr große, würde freilich immer geblieben sein; aber diese hätte man ja durch ein mitleidiges Herabsehen auf die „hohlen Theorien“ ausfüllen können; wir würden uns solches Lächeln sehr gerne haben gefallen lassen.

Fragt man uns, und es ist nicht das erstemal, daß diese Frage uns vorgelegt wird, was wir mit solchen Ansichten auszurichten gedachten, so können wir darauf nur antworten, daß wir eben nichts ausrichten wollen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie die Fragenden meinen. Wir wollten aber nicht praktisch sein, wir machten keinen Anspruch auf den Ruhm politischer Faiseurs. Unsere Absicht war weder unreife Resultate zu verbreiten, noch unsere eigene Klugheit als maßgebend für Andere hinzustellen; wir wollten nichts ausrichten, nichts „machen“, sondern, im Gegentheile, gegen alles „Machen“ protestiren. Unsere Absicht bestand darin, jede Tradition zu ächten, jede Autorität abzuwerfen, und es konnte uns daher nicht einfallen, uns selbst zur Tradition verknöchern oder uns als Autorität

antworten zu wollen; wir wollten freie, wahre, absolute Selbstbestimmung, und es konnte uns daher nicht in den Sinn kommen, Andere bestimmen zu wollen; höchstens konnten wir sie auffordern, die Kraft der Selbstbestimmung in sich selber zu suchen und zu entwickeln. Mögen die praktischen Leute über diese Resultatlosigkeit lächeln, mögen sie uns noch so oft vorwerfen, daß wir ins Blaue hinein agiren, oder ein unerreichbares Ziel verfolgen, sie sollen uns nicht dahin bringen, daß wir durch die Frage, was sie denn mit aller ihrer Klugheit ausgerichtet haben? ihnen eine grausame Beschämung bereiten. Wenn es uns wirklich um wahre Freiheit zu thun war, und wenn wir diese für uns selbst in der allgemeinen Freiheit suchten, so konnten wir aber keinen andern Weg einschlagen. Jeder sei Souverain, Jeder sei Staat, Jeder sei sein Gesetz, das ist die absolute Forderung. Mag die Erfüllung derselben möglich oder unmöglich sein, nahe oder fern liegen, das zu entscheiden ist nicht unsere Sache, da wir keine Wahrscheinlichkeitsrechnungen anstellen und nur zu fragen haben, was vernünftig ist. Genug für uns, daß diese Forde-

rung unerläßlich ist, wenn von wahrer Freiheit die Rede sein soll, und daß es ohne sie nur eine Fortsetzung der bisherigen Geschichte, also nur einen Wechsel der Gewalt geben kann, womit uns sehr wenig gethan zu sein scheint.

Nachdem wir mit so rückhaltloser Offenheit gegen uns selbst zu Werke gegangen sind, würden wir auch das Recht haben, dieselbe Rücksichtslosigkeit gegen das Ober-Censurgericht zu kehren und einer befangenen und vorurtheilsvollen Kritik eine unbefangene und vourtheilslose entgegenzusetzen. Allein diese würde uns über das Censurgericht hinausführen; wir müßten auf den Staat und das Gesetz, deren Werkzeug das Ober-Censurgericht ist, zurückgehen. Oder wäre es nicht Verkehrtheit und Feigheit, den Hammer für den Schlag verantwortlich zu machen, der uns getroffen hat? Nein, das Ober-Censurgericht hat keine andere Schuld, als daß es sich als Hammer hat gebrauchen lassen. Sein Unrecht liegt in seiner Existenz, nicht in der Art, wie es seine Funktionen geübt hat. Geben wir ihm aber jene zu, so werden wir ihm auch

aus unserer Verurtheilung keinen Vorwurf machen; wir bekennen vielmehr, daß es durch diese dem Gesetz und seiner Pflicht als Censurgericht genügt hat; ja noch mehr, wir gestehen, daß der Scharfsinn und die Spürkraft, mit denen es alles Verdächtige und Böswillige aus den verborgensten Schlupfwinkeln aufgetrieben hat, unsere Erwartungen übertroffen haben; in der That

Die Frau hat einen gar feinen Geruch
 Schnuffelt immer im Gebetbuch
 Und riecht's einem jeden Aufsatze an,
 Ob das Ding heilig ist oder profan.

Freilich hat es, um seinem Auftrage zu genügen, roh und brutal verfahren müssen; um die Heiligkeit des Bestehenden unangetastet zu erhalten, hat es sogar das Ausprechen des thatsächlichen Bestandes verhindern müssen, wie es, um das Verbotene zu packen, und die böse Absicht zu erja-gen, über die Worte hinausgehen und sich mit wilder Hast auf einzelne, aus ihrem Zusammenhange gerissene Resultate herstürzen mußte. Aber auch

aus diesem Verfahren werden wir dem Ober-Censurgericht keinen Vorwurf machen, denn durch dasselbe hat es nur seinen Charakter als Prevotal- und Inquisitionsgericht bewährt. Nachdem einmal unsere Absicht durch den Spürsinn des Ober-Censurgerichts vereitelt worden ist, werden wir weder unsere Schuld zu entkräften suchen und Armesündergesichter schneiden, noch gegen die uns verdamnenden Urtheile appelliren. Wir nehmen sie vielmehr an und registriren sie ein, denn sie enthalten eine Verurtheilung des Ober-Censurgerichts und die durch dieses vertretene Ordnung. Ist aber dieser nicht das Urtheil gesprochen, wennn offiziell constatirt wird, daß das Recht der Selbstbestimmung in ihr keinen Platz findet, daß die Liebe und das Vertrauen, welches ihre Grundlage bilden, keine Untersuchung vertragen, daß der Atheismus, welcher doch eine unzweifelhafte Thatsache ist, nicht einmal als solche ausgesprochen werden darf, wenn überhaupt jede unbefangene, voraussetzungslose, ohne Rücksicht auf bestehende Einrichtungen in Kirche und Staat vorgehende Kritik, als unvereinbar mit ihr erklärt wird? Das Ober-Censur-

gericht hat also nur von seinem Standpunkte ausgesprochen, was auch wir von dem unserigen aus behaupten: die Unverträglichkeit der Kritik und der Vernunft mit den bestehenden Zuständen.

Die Urtheile des Ober-Censurgerichts.

ad. 1. 10.

Ober-Censurgericht.

Auf die von dem L. Buhl allhier am 28. Juli d. J. eingereichte Beschwerde über die Seitens des Censors versagte Erlaubniß zum Druck eines Prospektus der zu eröffnenden neuen „Berliner Monatschrift“ und deren für dieselbe bestimmten Aufsätze

hat das Ober-Censurgericht nach erfolgter Erklärung des Staats-Anwalts, in seiner Sitzung vom 13. Sept. d. J., an welcher Theil genommen haben: der Präsident des Gerichts, Wirklicher Geh. Ober-Justiz-Rath und Staats-Sekretair Dr. Barnemann, und die Mitglieder:

der Geh. D.-Justiz-Rath Zettwach,
der Geh. D.-Tribunals-Rath Decker,
der Geh. D.-Justiz-Rath Dr. Göschel,
der Geh. D.-Tribunals-Rath Ulrich.

der Geh. Regierungsrath Anlide,
 der Wirkl. Leg.-Rath Graf v. Schlieffen,
 der Prof. Dr. v. Lancizolle,
 der Geh. Finanz-Rath v. Obstfelder

auf Vortrag zweier Referenten für Recht erkannt:

dass die Beschwerde über die unterm 21. und 22. Juli d. J. erfolgte Versetzung der Druck-
 erlaubniß für die in der Handschrift eingereichten
 vier Aufsätze, welche in einem Prospektus und
 den Abhandlungen für die „Berliner Monats-
 schrift“ bestehe, wie hiedurch geschieht, als unge-
 gründet zurückzuweisen.

B. R. W.

G r ü n d e.

Der L. Buhl alhier beabsichtigt eine neue
 „Berliner Monatschrift“ herauszugeben und hat
 die vier ersten dafür bestimmten Aufsätze, bestehend
 in einem Prospektus und drei Abhandlungen durch
 den Buchdrucker zur Censur eingereicht. Mittelft
 der Verfügungen vom 21. und 22. Juli d. J. ist
 jedoch unter Berufung auf die Censur-Instruktion

Art. II. und IV. zu 3. die Druckerlaubnis von dem Censor versagt worden. Gegen diese Zurückweisung beschwert sich der Buhl als Herausgeber, indem er alle vier Aufsätze dem Censurgericht zur gerichtlichen Entscheidung überreicht hat.

Zunächst muß die in Frage gestellte Legitimation des Buhl zur Beschwerde für gegründet erachtet werden, denn die beabsichtigte Monatschrift, welche in monatlichen Hefen von 6 Bogen erscheinen soll, bedarf nach §. 20 der Verordnung vom 30. Juni d. J. keiner Conzeßion, Der Beschwerdeführer ist der Herausgeber, als solcher hat er das nächste Interesse an dem Abdrucke bei einzelnen Abhandlungen; es kann ihm daher das Recht der Beschwerde, so wenig, als nach §. 15 der angezogenen Verordnung dem Inhaber einer Zeitungs-Conzeßion bestritten werden.

In der Sache selbst aber eignen sich die eingereichten Schriftstücke nach den gesetzlichen Vorschriften nicht zur Veröffentlichung.

Der Prospektus stellt sich die Aufgabe, dem Rechte reiner und absoluter Selbstbestimmung Eingang zu verschaffen, er kündigt allen bisherigen

Erscheinungsformen politischer Freiheit den Krieg an, er verkündigt zwar kein unmittelbares Interesse für das Volk, indem zunächst nur die Sympathieen der kleinen Gemeinde Freiheitsfähiger in Anspruch genommen werden. Inhalt und Tendenz charakterisiren schon die Ankündigung in der vorliegenden Fassung nach Art. IV. zu 1 der Censur-Instruktion vom 31. Jan. 1843 als verwerflich, denn daß mit diesen Grundsätzen, welche die Politik aufzulösen ausdrücklich bestimmt sind, der Staat nicht bestehen kann, sagt der Verfasser selbst ohne Rückhalt.

Der erste Aufsatz: „Einiges Vorläufige vom Liebesstaate,“ enthält im Eingange eine Vergleichung der in dem bekannten v. Stein'schen Sendschreiben entwickelten politischen Ideen über Freiheit und Gleichheit, mit den der französischen Revolution zu Grunde liegenden Gedanken. Dieser Einleitung folgt die eigene Ansicht des Verfassers, von der reinen Freiheit und absoluten Selbstbestimmung. Am Schlusse erklärt er diese seine Theorie, nicht allein mit dem bestehenden Staatsprincipe, sondern auch mit der Liebe und Treue, worauf es ruht, für

unverträglich. Hiemit hat er sich selbst das Urtheil gesprochen. Die Tendenz des ganzen Aufsatzes ist nach Art. IV. 1. der gedachten Instruktion verwerflich. Auf diese Tendenz ist auch der Eingang des Aufsatzes berechnet, welcher an sich, mit Weglassung oder Aenderung mehrerer Stellen zum Drucke würde verstattet werden können, aber in einem so unzertrennlichen Zusammenhange mit den daraus abgeleiteten Maximen steht, daß er nach dem sich hindurchziehenden Hauptsinne, mit dem Ganzen das Schicksal theilen muß.

Den Aufsatz: „die wahre Bedeutung der reichsständischen Verfassung“ unterwirft die Preussische Provinzial-Ständeverfassung und die reichsständische Verfassung, welche aus jener nach der Ansicht des Verfassers möglicherweise hatte hervorgehen können, seiner Kritik. Wenn die Censur-Instruktion vom 31. Januar 1843 zu Art. IV. 1., wirklich „Alle Aeußerungen, welche das monarchische Prinzip des preussischen Staats oder die der bestehenden ständischen Institutionen desselben gesetzlich vorgezeichneten Grundlagen angreifen, oder zur Unzufriedenheit damit aufzureizen suchen,“ als censurwidrig

bezeichnet, so finden diese Vorschriften auf den vorliegenden Aufsatz, wie sich der Verfasser selbst gestehen muß, volle Anwendung: der Aufsatz ist übrigens seinem Hauptinhalte und seiner unverhohlenen Tendenz nach so populär gehalten, daß er sich zuletzt noch ausdrücklich mit einer Apostrophe an das Volk und namentlich an diejenigen wendet, welche der Verf. als Proletarier bezeichnet.

Der letzte Aufsatz: „die unbewusste Heuchelei und Dr. Rupp“ nimmt aus der Schrift Dr. Rupp über den Symbolzwang Veranlassung, die Symbole der christlichen Kirchen und des Christenthums selbst in Frage zu stellen und der Kritik zu unterwerfen, womit, wie es heißt, „ein neues Titanengeschlecht das ganze Gebäude unterminirt, um es in die Luft zu sprengen.“ Auf diesen Aufsatz, von welchem überdies der größere Theil, und namentlich der Haupt Sinn und die Tendenz einem größeren Publikum zugänglich sind, findet das Verbot der Censur-Instruktion vom 31. Jan. d. J., unter Art. II. volle Anwendung, denn der Aufsatz greift den Grund aller Religion an, sucht das Christenthum insbesondere für das Volk, zum Gegenstand

des Zweifels und des Spotts zu machen und bezeichnet dasselbe sogar mit apodiktischer Gewißheit und in den stärksten Ausdrücken, als bereits beseitigt und unwahr geworden.

Wenn daher obige vier Aufsätze, wie sie aus Einem Gusse und in Einem Sinne verfaßt sind, von dem Censor durchweg zurückgewiesen worden sind, so erscheint das Verfahren des letztern vollkommen gerechtfertigt, und die gegen denselben geführte Beschwerde als ungegründet zurückzuweisen. Hienach war überall, wie geschehen zu erkennen.

Berlin, den 13. Sept. 1843.

Königl. Preussisches Ober-Censurgericht.
Bornemann.

Ober-Censur-Gericht

I. No. 15.

Auf die von L. Puhl allhier am 14. Aug. d. J. eingereichte Beschwerde wegen versagter Druck-erlaubnis hat das Ober-Censur-Gericht nach erfolgter Erklärung des Staatsanwalts in seiner Sitzung vom 21. Sept., an welcher Theil genommen haben,

der Präsident, Wirkl. Geh. Ober-Justiz-Rath und Staats-Secretär Dr. Bornemann und die Mitglieder:

der Geh. Ober-Justiz-Rath Zettwach,
 der Geh. Ober-Tribunal-Rath Decker,
 der Ober-Justiz-Rath Dr. Göschel,
 der Geh. Ober-Regierungs-Rath Mathis,
 der Geh. Ober-Tribunal-Rath Ulrich,
 der Wirkl. Legationsdr. Graf v. Schlippen,
 der Prof. Dr. v. Lancizolle,

auf Vortrag zweier Referenten für Recht erkannt,
 daß die Beschwerde über die unterm 28. Juli d. J.
 erfolgte Versagung der Erlaubniß zum Drucke
 dreier in der Handschrift zur Censur einge-
 reicht, für die zu eröffnende neue „Berli-
 ner Monatsschrift bestimmten Aufsätze, wo-
 hiemit geschieht, als unbegründet zurückzu-
 weisen.

G r ü n d e :

Die Censur hat drei Aufsätze welche für die
 „Berliner Monatsschrift,“ deren Herausgabe L. Buhl
 beabsichtigt, bestimmt waren, die Druckerlaubnis
 versagt und dadurch den letztern veranlaßt die Ent-
 scheidung des Ober-Censurgerichts anzurufen.

Dem ersten Aufsatz hat der Herausgeber die
 Ueberschrift :

„Denkschrift über die Organisation der Preussischen
 Verwaltung und deren Mängel von Graevell.“
 gegeben.

Derselbe erscheint seinem Inhalt nach als eine
 Antwort, welche Graevell im Jahre 1823 an-

scheinend einem Mitgliede der zur Revision des Staatshaushalts-Etats gebildeten Kommission auf dessen Wunsch vertraulich mittheilt und daher nicht für die Publicität bestimmt hat.

Die Frage, ob der Autor oder sein Rechtsnachfolger die Genehmigung zum Abdruck gegeben habe, so wie, ob bei deren Mangel die Druckverfagung schon durch die gesetzliche Bestimmung der Verordnung vom 11. Juni 1837 §. 3. Gesetzsammlung S. 165 gerechtfertigt sei, kann übergangen werden, da der Aufsatz selbst Vorwürfe gegen die Verwaltung des Staatsschuldenwesens, das Steuer-system, die Domänen-Verwaltung und die Justizpflege enthält, welche keineswegs als bescheidene und in anständiger Form ausgesprochene Urtheile über die Gesetzgebung und Verwaltung anerkannt werden können, vielmehr als eine, in kurzen apodiktischen Sätzen ausgesprochene, der Würdigung klar dargelegte Thatsachen entbehrender, Verunglimpfung bestehender Einrichtungen erscheinen. Der Druck dieses Aufsatzes ist also nach §. IV. zu 2 und 3 der Censur-Instruction vom 31. Jan. d. J. unstatthaft. Wie schon einleitend bemerkt worden,

ist der Aufsatz bereits vor 20 Jahren geschrieben, und trägt das unverkennbare Gepräge einer vertraulichen Mittheilung für einen Kenner der besprochenen Zustände. Es ist daher erklärlich, daß erstens der Verf. die damaligen Zustände, namentlich die kaum ins Leben getretenen Einrichtungen des Steuerwesens aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtete, als von ihm selbst nach den inzwischen gemachten Erfahrungen geschehen würde; zweitens, daß derselbe jede Begründung seiner Aussprüche unterlassen und weder die Form noch den Inhalt seiner Mittheilung nach den Vorschriften bemessen hat, welche die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten von dem größern Publicum bedingen. Zwar würde gegen die Zulassung einzelner Stellen des Aufsatzes kein Bedenken obwalten; da dieselben aber durch die Auscheidung der unzulässigen Theile Zusammenhang und Beziehung verlieren, den Aufsatz also, um ihn den Censurgesetzen gemäß zu gestalten, einer dem Censor weder zustehenden noch obliegenden Umarbeitung bedürfte, so liegt der Fall einer theilweisen Zulassung nicht vor.

Wenn endlich der Herausgeber in einer beige-

fügten Note der bereits vor 20 Jahren geschriebenen von ihm sogenannten Denkschrift nur noch ein historisches Interesse vindicirt, so kann dieser Gesichtspunkt die Censur ihrer Verpflichtung um so weniger überheben, als die oben bezeichneten in wegwerfendem Tone vorgegriffenen Einrichtungen noch wirklich bestehen, mithin keineswegs nur der Geschichte angehören, wie denn auch der Herausgeber in seiner Note den Aufsatz nicht blos wegen seines historischen Interesses, sondern auch wegen seines Bezugs zur Gegenwart empfiehlt.

Der zweite Aufsatz über Sentimentalität steht im Widerspruch mit allen Anforderungen unserer Censurgesetzgebung. Demselben liegt die Ansicht von der Verwerflichkeit und Ungerechtigkeit der bestehenden Zustände, sowohl in Bezug auf die Vertheilung des Vermögens als auch im religiösen, politischen und socialen Leben zu Grunde. Der Reichtum wird als ein durch Gewalt an sich gerissenes Kapital und daher Zerstörung des Privatbesizes und Aufhebung der Ungleichheit des Besizes als der Weg bezeichnet, dessen Unbilden abzuheben. Ueberhaupt geht die Tendenz des Auf-

sages unverkennbar auf Vernichtung der christlichen Kirche, der angestammten Herrschaft und aller bestehenden socialen und sittlichen Verhältnisse als Schranken des Fortschrittes und der Freiheit, wobei der Verfasser nicht ansteht, die Grundsätze der Revolution unverhohlen zu vertheidigen und die Scheu vor dem in Revolutionen fließenden Blute als Sentimentalität zu bezeichnen. Mit Recht ist daher dem Aufsatze auf Grund der §§. II., III. und VI. der Censur-Instruction die Druckerlaubnis versagt.

Der dritte Aufsatz unter der Ueberschrift „Blick auf den Anstoß und die Richtung der deutschen Bewegung“ huldigt einer Lehre, welche unter Protestantismus den Kampf gegen alles Bestehende, unter Freiheit die Lösung vom Christenthume, Staat und aller, durch Gesetz und Recht bestimmten, Verhältnisse versteht, die offen ausgesprochene Tendenz des Aufsatzes ist die praktische, durch keine Rücksicht auf bestehende Einrichtungen gehemmte, Verwirklichung des Radicalismus, den er als das freie Produkt des Protestantismus und der deutschen Philosophie bezeichnet. Derselbe fällt also gleichfalls

unter die Bestimmungen der §§. II. und IV. der
Censur-Instruktion vom 31. Juni d. J.

Die gegen die Versagung des Drucks erhobene
Beschwerde entbehrt daher jeglicher Begründung und
war daher überall zu verwerfen.

Berlin, den 24. Sept. 1843.

Kön. Pr. Ober-Censur-Gericht

B o r n e m a n n.

Berliner Monatschrift.

Herausgegeben von E. Buhl.

Unter diesem Titel erscheint mit dem Anfange des Augusts ein periodisches Unternehmen, das sich bei den geistigen Kämpfen der Gegenwart betheiligen will. Da nun diese, wie jede Zeit überhaupt, keine andre Aufgabe hat, als den Freiheitsbegriff so weit ihre Kräfte und ihr Bewußtsein reichen, zu entwickeln und zu gestalten, so ist auch damit dem neuen Unternehmen sein Inhalt und seine Richtung gegeben: die Freiheit. Es will den Begriff derselben, die es als die der einen und allgemeinen Freiheit faßt, und von dem es zu der Grundlage der reinen und absoluten Selbstbestimmung aus gelangt, bestimmt formuliren und in seinen Auscinan-

verlegungen verfolgen. Dies ist der eine Theil seiner Aufgabe, die so gefaßt, einen wesentlichen Unterschied zwischen ihm und zwischen den Vertheidigern des partiellen Liberalismus wie den Jüngern der historischen und juristischen Schule des Liberalismus begründet. Wir werden beide bekämpfen, die Erstere, indem wir ihre Inconsequenzen aufdecken, die Andere, indem wir ihrem historischen Recht das Recht der Vernunft entgegenhalten.

Den andern Theil unserer Aufgabe erhalten wir von der Geschichte. Von dieser wollen wir erfahren, ob und wie weit die Formen und Institutionen, welche den Rahmen der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung bilden, dem Begriffe der Freiheit entsprechen. So erhalten wir als Stoff den ganzen Inbegriff der Staatswissenschaften, den wir an diesem Maßstabe messen werden. Wir wollen die Grundlagen und die Voraussetzungen des Staats und den Begriff des Staats selbst untersuchen und seine Entwicklung durch alle seine Bildungsphasen hindurch bis zur äußersten Consequenz des wahren und allgemeinen: *l'état c'est moi!* verfolgen; wir wollen fragen, was die Wörter Recht, Gesetz,

Staat, die wir wenigstens nicht als Erscheinungsformen der allgemeinen Freiheit voraussetzen werden, für eine Bedeutung haben; namentlich aber wollen wir sehen, ob und wie weit die einzelnen Regierungsformen und Staatsverfassungen geeignet sind, die Forderungen der allgemeinen Freiheit zu erfüllen. Treten wir hiedurch in ein Verhältniß zur Politik, wird diese sogar Hauptgegenstand unserer Untersuchungen, so können wir doch dieß Verhältniß nur als ein negatives bezeichnen; wir beschäftigen uns mit der Politik, aber nur um sie aufzulösen, und wir wollen sie auflösen, weil wir sie für unfähig halten, die allgemeine Freiheit zu realisiren. Wir schließen uns also keiner politischen Freiheit an, sondern werden ihnen allen entgegen treten und ihre Unwahrheit und Unfreiheit nachzuweisen suchen.

Unsere Thätigkeit soll also eine theoretische und kritische sein. Ferne bleibt uns jeder Gedanke einer praktischen Wirksamkeit und einer praktischen Propaganda, ferne die Annahme an den bestehenden Zuständen mit dem Stolz des reformirsfüchtigen Besserwissens herumzumeistern und

herumzumackeln oder einzelne Steine aus ihnen herauszubröckeln, um neue von unserer Form einzuschieben. Es wird uns nicht einfallen, die bestehenden Verfassungen zu kritisiren, weil sie nicht mit den Plänen übereinstimmen, die wir in der Tasche herumtragen, denn wir haben keine fertigen Pläne, und glauben uns nicht zu politischen Baumeistern aufersehen. Wir wollen überhaupt nichts als die Propaganda der Ueberzeugung; wir wollen nur das Recht der freien Bewegung und Entwicklung, das Recht der ungehemmten Untersuchung und des freien Wortes.

Auch auf Popularität machen wir keinen Anspruch. Wenn es uns gelingt, das Recht der freien Entwicklung zu verfechten, so haben wir zwar auch ein Interesse für die Gesamtheit, das sogenannte Volk, die Masse, aber nur ein mittelbares, und wir sind weit entfernt, dasselbe dadurch in ein unmittelbares verwandeln zu wollen, daß wir ihr unvermittelte Resultate zuwerfen oder ihrer Nothheit schmeicheln. Wir können bei ihr keine Sympathien suchen, weil wir wissen, daß wir ihr direct nichts zu bieten haben und daß die Gegenstände,

die uns beschäftigen, ihrem Interesse zu fern liegen. Wir suchen nur die Sympathie der kleinen Gemeinde derjenigen, welche nicht nur die Fähigkeit der Freiheit mitbringen, sondern auch die Lust der Entwicklung und der Kraft und den Willen haben, sich die Freiheit durch eigene geistige Anstrengung zu erobern. Diese ersuchen wir um ihre thätige Theilnahme und Unterstützung, welche sie uns am besten durch Einsendung von Beiträgen (durch die Verlagsbuchhandlung von W. Hermes) bezeigen werden, welche nach erfolgtem Abdruck angemessen honorirt werden sollen. Namentlich würden auch Berichte aus den verschiedenen Gegenden Preußens und Deutschlands willkommen sein.

Die Berliner Monatschrift erscheint in Hesten zu 6 Bogen; der Preis ist für den vollständigen Jahrgang von 12 Hesten 5 Thlr., einzelne Heste kosten $\frac{1}{2}$ Thlr. Bestellungen hierauf werden in jeder Buchhandlung angenommen.

Berlin den 14. July 1843.

Wilhelm Hermes.

Einiges Vorläufige vom Liebesstaat.

Allbekannt ist das sogenannte Sendschreiben des Freiherrn von Stein. Man hat daraus die Meinung gefaßt, daß die später eintretende Reactionsperiode sich den im Sendschreiben ausgesprochenen Grundsätzen entfremdet und einer andern Sinnesart zugewendet habe, so daß der Liberalismus vom Jahre 1808 nach kurzer Dauer in einen bis auf unsere Tage hinausgezogenen Schlaf gesunken sei. An dem angeblichen Verkennen jener Principien läßt sich jedoch zweifeln, und es müßte auch schon äußerlich sehr auffallend erscheinen, daß dieselben kraftvollen Menschen, welche wenige Jahre zuvor unter den stürmischsten Umständen eine freisinnige Ansicht aufstellten, kurz darauf so ohne weiteres von

ihr abgefallen sein sollten, um einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Hat man es doch endlich erkannt, daß die langgehegte Meinung, die französische Revolution sei durch das Umschlagen der Napoleonischen Kaiserherrschaft sich selbst untreu geworden, auf einem Urtheil und oberflächlichen Urtheil beruhe; warum sollte nun nicht zwischen dem Stein'schen Liberalismus und der spätern, sogenannten Reaction ein ähnlicher Zusammenhang stattfinden? Sehen wir das Sendschreiben darauf hin etwas näher an.

Zwei Zielpunkte hat, wie sogleich in die Augen springt, Stein mit der französischen Revolution gemein, nämlich die Gleichheit und Freiheit, und es kommt nur darauf an, wie er die eine und andere bestimmt.

Was zunächst die Gleichheit betrifft, so erkannte er, daß die Uebermacht der um ihres Standes willen Bevorzugten, der Privilegirten, gebrochen werden, und an die Stelle der Vielherrschaft eine vollständige Centralisation treten müsse. Daher sollte diejenige „Erbunterthänigkeit“ welche über die Unterthanen des einen Herrn, des Königs, noch viele kleinere Herren herrschen ließ,

ein Ende nehmen; nur die Eine Erbunterthänigkeit Aller sollte bleiben und gerade durch die Entsehung der vielen Herren gestärkt werden. Gleicher Weise sollte die „Polizeigewalt“ Einzelner verschwinden, damit Eine Polizei über alle Unterthanen wache. Die „Patrimonialgerichtsbarkeit“, wenigen durch alte Gerechtsame Bevorzugten gehörig, sollte durch Eine monarchische Justiz abgelöst werden, und die Richter allein „von der höchsten Gewalt abhängen.“ Durch diese Centralisation wird das Interesse Aller auf Einen Punkt hingezogen, auf den König: man ist fortan nur ihm unterthan, ohne sonstige Erbunterthänigkeit gegen andere Unterthanen des Königs; man steht nur unter Seiner Polizeigewalt; man empfängt nur von fürstlicher Justiz den Rechtspruch; man hängt nicht mehr vom Willen der „höher Geborenen“ ab, sondern allein von dem der „höher Gestellten“ d. h. derer, welche der König um seinen Willen zu vollziehen, an Seiner Statt einsetzt und über diejenigen stellt, für welche sie in Seinem Namen zu sorgen haben, der — Beamten. — Die Lehre von der Gleichheit, wie sie in dem Sendschreiben vorliegt,

kommt also darauf hinaus, Alle auf das gleiche Niveau der Unterthänigkeit zu bringen. Kein Unterthan des Königs sei in Zukunft zugleich der Unterthan eines Unterthanen; die Standesdifferenzen der Abhängigkeit seien ausgeglichen, und Eine Abhängigkeit die allgemeine.

Diesen Grundsatz der Gleichheit kann man unmöglich mit dem der französischen Revolution verwechseln. Die letztere verlangte eine Gleichheit der Bürger, die des Sendschreibens eine Gleichheit der Unterthanen, eine gleiche Unterthänigkeit. Einen geeigneten Ausdruck findet jener Unterschied auch darin, daß die im Sendschreiben verlangte „Nationalrepräsentation“ die „Wünsche“ der nivellirten Unterthanen vor den Thron bringen soll, während in Frankreich die Bürger mittelst ihrer Repräsentanten einen „Willen“, freilich nur einen Bürgerwillen, freien, haben. Der „Unterthan“ darf mit Recht nur „wünschen.“

Zweitens will aber das Sendschreiben nicht bloß die Gleichheit, es will auch die Freiheit Aller. Daher der Ausruf: „Sorget, daß Jeder,“ (mit diesem Worte wird die Gleichheit der Unterthanen

ausgedrückt) „seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne.“ In moralischer Richtung? Was soll das heißen? Als Gegensatz kann die physische Richtung nicht gedacht werden, da das Sendschreiben ein „physisch und moralisch kräftigeres Geschlecht erzielen will.“ Auch die intellectuelle Richtung wollte man wohl schwerlich von der moralischen ausschließen, da man die Wissenschaft ja möglichst begünstigte. Am einfachsten bleibt als Gegensatz der moralischen die unmoralische Richtung übrig. Unmoralisch ist aber ein Unterthan, wenn er aus dem Kreise seiner Unterthanen-Eigenschaften hinausgeht. Ein Unterthan, der im Staatsleben, in der Politik sich einen „Willen“ anmaßte, statt des „Wunsches“ der wäre offenbar unmoralisch; denn in der Unterthänigkeit besteht allein der moralische Werth des Unterthanen: im Gehorsam, nicht in der Selbstbestimmung. So scheint also die „moralische Richtung“ sich für unvereinbar mit der „spontanen Richtung“, der Richtung auf den freien Willen, auf Selbstständigkeit und Souverainetät des Willens zu erklären, und da das Wort „moralisch“ auf die Verpflichtung hindeutet, so wird man

wohl eine Erweckung des Pflichtgefühls gewollt und dieß unter „freier Krastentwicklung“ verstanden haben. Ihr seid frei, wenn ihr eure Pflicht thut! ist der Sinn der moralischen Richtung. Worin besteht aber die Pflicht? Das Sendschreiben drückt sie klar und bestimmt mit den zur Devise gewordenen Worten aus: „In der Liebe zu Gott, König und Vaterland!“ Frei in moralischer Richtung entwickelt sich, wer sich zu dieser Liebe entwickelt; der Erziehung war dadurch ihr bestimmtes Ziel gesteckt, sie war von Stund' an eine moralische oder loyale, eine Erziehung des Pflichtgefühls, wohin natürlich auch die religiöse Erziehung gerechnet werden muß, weil auch sie die Pflicht gegen Gott einprägend, nichts anderes als eine moralische Erziehung ist. Und allerdings ist man moralisch frei, sobald man seine Pflicht erfüllt; das Gewissen, diese Gewalt der Moralität über die Immoralität, die Gebieterin des moralischen Menschen, sagt dem pflichtgetreuen Menschen, daß er recht gehandelt habe: „mein Gewissen sagt mir!“ Darüber freilich, ob die befolgte Pflicht wirklich — Pflicht sei, sagt das Gewissen nichts; es spricht nur,

wenn das, was für Pflicht gilt, verletzt wird. Daher empfiehlt das Sendschreiben, das Gewissen zu wecken, die Pflicht „gegen Gott, König und Vaterland“ einzuschärfen, den religiösen Sinn des Volkes zu beleben und die Erziehung und den Unterricht der Jugend zu pflegen.“ — Dieß ist die Freiheit, mit welcher nach dem Sendschreiben das Volk beglückt werden soll: die Freiheit in der Pflichterfüllung, die moralische Freiheit.

Wie oben die Gleichheit des Sendschreibens von jener, welche die französische Revolution verkündigte, sich wesentlich unterschied, so hier die Freiheit. Frei ist der souveraine Bürger des souverainen Volkes — so lehrte die Revolution; frei ist, wer Gott, König und Vaterland liebt — so lehrt das Sendschreiben: dort ist der souveraine Bürger frei, hier der liebevolle Unterthan, dort bürgerliche Freiheit, hier moralische.

Und dieß Princip der Gleichheit und Freiheit als — Unterthanengleichheit und moralische Freiheit war nicht etwa nur der Sinn jenes Sendschreibens und seiner Verfasser, sondern es war das herrschende Gefühl des gesammten Volkes, war das neue

begeisternde Princip selbst, mit welchem es gegen die Napoleonische Uebermacht anstürmte: es war die revolutionäre Freiheit und Gleichheit, umgewandelt zur christlichen Freiheit und Gleichheit. Es war mit einem Worte das Princip des deutschen und insbesondere des preussischen Volkes von seiner Erhebung gegen die Fremdherrschaft an, durch die sogenannte Reactions- oder Restaurationsperiode hindurch bis — nun bis es ein Ende hat. Deshall muß man die Meinung, als hätte ein politischer Freiheitsdrang, dem revolutionären ähnlich, das Volk zum Siege über Napoleon geführt, als irrig verwerfen. Wäre sein Princip das politische gewesen, es würde dasselbe nicht aufgegeben oder in seine Verkümmernng gewilligt haben. Man thu der Regierung Unrecht, wenn man glaubt, sie hab dem Volke etwas entzogen, wonach dieses mit Bewußtsein trachtete. Abgesehen von der Unmöglichkeit solcher Entziehung, so waren Regierung und Volk wirklich einheilig in der Abwehr der politischen Freiheit, dieser „Ausgeburt der Revolution.“ Da eben erwarb ja Friedrich Wilhelm III., so viel Hingebung und Liebe, daß er gleichsam die vollende

Personification jener moralischen Freiheit darstellte, daß er durch und durch ein Mann der Pflicht, ein gewissenhafter Mensch war: „der Gerechte!“

Den Mittelpunkt der moralischen Freiheit bildet, wie wir sehen, die Pflicht der — Liebe. Wie ohne Widerspruch zugegeben zu werden pflegt, ist das Christenthum seinem innersten Wesen nach die Religion der Liebe. Darum wird denn auch die moralische Freiheit, die sich in dem Einen Gebote der Liebe concentrirt, die reinste und bewußteste Erfüllung des Christenthums sein. Wer nichts als Liebe ist, der hat das Höchste erreicht, der ist wahrhaft frei! — so lautet das Evangelium der moralischen Freiheit. Als diese Ueberzeugung in den Herzen erwachte, und sie mit der Seeligkeit einer triumphirenden Wahrheit erfüllte, da mußte die Kraft des Despoten zu klein sein gegen die Gewalt eines solchen Gefühls, und das Christenthum in seiner verklärtesten Gestalt, als Liebe, die Völker entzündend, rückte mit Siegesgewißheit heran gegen den Geist der Revolution. Dieser hatte das Christenthum von der Erde vertilgen wollen, aber es raffte sich auf mit der ganzen Kraft seiner Natur,

es trat als — Liebe gegen ihn in die Schranken, und es siegte, siegte über einen Geist, der zwar viel an ihm zu erdrücken vermocht hatte, aber das Eine nicht erdrücken konnte, — Die Liebe. Denn wie viel des Christlichen auch gefallen war unter den Streichen der Revolution, die Liebe — sein innerstes Wesen, — war in dem Busen der revolutionairen Freiheit stecken geblieben. Sie hegte die Feindin in sich selbst, darum mußte sie vor der Feindin, als diese von Außen heranzog, erliegen.

Doch lernen wir ein wenig diese Feindin der revolutionairen Freiheit, die Liebe selber, kennen! Man pflegt der Liebe die Selbstsucht gegenüber zu stellen, weil es die Natur der Letzteren mit sich bringt, daß, wer ihr folgt, ohne Rücksicht auf den Andern, oder unbarmherzig verfährt. Sehen wir nun den Werth des Menschen in die Selbstbestimmung d. h. darin, daß nicht eine Sache oder eine andre Person ihn bestimmen, sondern er selbst der Schöpfer seiner selbst, mithin Schöpfer und Geschöpf in Einem sei, so wird der Selbstsüchtige wahrscheinlich am weitesten hinter diesem

Ziele zurückbleiben. Sein Grundsatz lautet so: die Dinge und die Menschen sind für mich da! Vermöchte er hinzuzusetzen: ich bin auch für sie da, — so wäre er eben der Selbstsüchtige nicht mehr. Er geht nur darauf aus, den Gegenstand seiner Begierde zu haschen, läuft z. B. in der Brunst einem Mädchen nach, um dieß allerliebste „Ding“ (denn für mehr als ein Ding gilt es ihm nicht) zu — verführen u. s. w. Um dieses Mädchens willen ein anderer Mensch zu werden, selbst etwas aus sich zu machen, um sie dadurch zu verdienen: das fällt ihm nicht ein, wie er ist, so ist er. Das eben macht ihn so verächtlich, daß keine Selbstgestaltung und Selbstbestimmung an ihm zu entdecken ist.

Ganz anders der Liebende. Die Selbstsucht ändert den Menschen nicht, die Liebe macht einen andern Menschen aus ihm. „Seit er liebt, ist er ganz andrer Mensch geworden“ pflegt man zu sagen. Aber er macht als Liebender auch wirklich selbst etwas aus sich, indem er Alles an sich tilgt, was dem Geliebten widerspricht; willig und hingebend läßt er sich bestimmen, und durch die Pas-

sion der Liebe umgewandelt, richtet er sich nach dem Andern. Sind in der Selbstsucht die Gegenstände nur für mich da, so bin ich in der Liebe auch für sie: wir sind für einander.

Ueberlassen wir jedoch die Selbstsucht ihrem Schicksal und vergleichen wir lieber die Liebe mit der Selbstbestimmung oder Freiheit. In der Liebe bestimmt sich der Mensch, gibt sich ein gewisses Gepräge, wird zum Schöpfer seiner selbst. Allein er thut das Alles um eines Andern, nicht um seinetwillen. Die Selbstbestimmung ist noch abhängig von dem Andern: sie ist zugleich Bestimmung durch den Andern, ist — Passion: der Liebende läßt sich bestimmen, bestimmen durch den Geliebten.

Der freie Mensch dagegen bestimmt sich weder durch noch für einen Andern, sondern rein aus sich; er vernimmt sich und findet in diesem Selbstvernehmen den Antrieb zur Selbstbestimmung: nur sich vernehmend, handelt er vernünftig und frei. Es ist ein Unterschied, ob man durch einen Andern oder durch sich bestimmt wird, ob man ein Liebevoller ist oder ein Vernünftiger. Die Liebe lebt von

dem Grundsatz, daß Jeder, was er thut, um des Andern willen thue, die Freiheit von dem, daß er es um seinetwillen thue; dort treibt mich die Rücksicht auf den Andern, hier treibe ich mich. Der Liebevollste handelt um Gottes willen, um der Brüder willen u. s. w. und hat überhaupt keinen eignen Willen: „nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe“ — das ist sein Wahlspruch; der Vernünftige will keinen andern Willen verwirklichen als den seinen, und achtet auch Denjenigen, der seinen eignen Willen hat, nicht den, der den Willen eines Andern befolgt. So hat die Liebe wohl Recht gegen die Selbstsucht, da es edler ist, den Willen eines Andern zu dem seinigen zu machen, und auszuführen, als willenlos von der durch irgend ein Ding angeregten Begierde gestachelt zu werden, edler, sich nach einem Andern zu bestimmen, als sich gar nicht zu bestimmen, sondern sich gehen zu lassen; gegen die Freiheit aber hat die Liebe nicht Recht, weil in der Freiheit erst die Selbstbestimmung zur Wahrheit wird. Die Liebe ist zwar die letzte und schönste Unterdrückung seiner selbst, die glorreichste Weise der Selbstver-

nichtung und Aufopferung, der wonnereichste Sieg über die Selbstsucht; aber indem sie den Eigenwillen bricht, der nur Eigensinn und Begierde heißen dürfte, läßt sie auch zugleich den Willen nicht aufkommen, der dem Menschen erst die Würde des freien Menschen verleiht. Darum müssen wir an der Liebe zweierlei unterscheiden. Gegen die Selbstsucht gehalten, feiert der Mensch in ihr seine Verherrlichung, denn der Liebevollste hat, wenn auch nicht seinen eigenen, so doch einen Willen, der Selbstfüchtige hat keinen; der Liebevollste übt eine Selbstbestimmung aus, weil er um des Andern willen etwas aus sich macht und sich in die diesem angemessene Form umbildet, der Selbstfüchtige kennt die Selbstbestimmung nicht und verharrt in seiner Rohheit, ohne in irgend einem Grade sein eigener Schöpfer zu werden; der Liebevollste ist ein Gebilde seiner selbst, indem er sich im Andern sucht und findet, der Selbstfüchtige ein Geschöpf der Natur, eine — Creatur, die sich nicht sucht noch findet. — Wie aber erscheint die Liebe Angesichts der Freiheit? Die Braut von Corinth spricht jene grausenvollen

Worte aus, mit denen das entsetzliche Verbrechen der Liebe gegen die Freiheit enthüllt wird:

„Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!“

Ja, Menschenopfer unerhört! Denn was den Menschen erst zum Menschen macht, der freie Wille, das schmettert die Liebe, ihr Reich für das allein-seligmachende erklärend, von ihrem souverainen Throne aus, donnernd nieder, und auf Sklaven-Schultern hoch emporgehoben, proclamirt sie die Alleinherrschaft der — Willenlosigkeit.

Weil nicht in jeder Zeit Jegliches gesagt werden kann, so brechen wir hier ab und überlassen es einer günstigeren Gelegenheit, die Erscheinungen des Liebesstaates im Einzelnen darzulegen *). Ver-
batal werden wir dabei dem Grundsatz begegnen, daß der Liebevollste nicht Willen, sondern Wünsche

*) Er ist es werth, denn er ist die vollendetste und — letzte Form des Staates.

hat, und werden sehen, wie prophetisch das große Wort des Gouverneurs von Berlin, Grafen von Schulenburg war: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! In den Armen der Liebe ruht und schläft der Wille, und nur die Wünsche, die Petitionen, wachen. Ein Kampf durchzieht allerdings auch diese Zeit des Liebesregimentes: es ist der Kampf gegen die Lieblosen. Da Einmüthigkeit das Wesen der Liebe ist, da Fürsten und Völker in Liebe verbunden sind, so müssen sie ausscheiden, was den Liebesbund lockern will: die Unzufriedenen (Demagogen, Carbonari's, Cortes in Spanien, Adel in Rußland und Polen u. s. w.). Sie stören das Vertrauen, die Hingebung, die Eintracht, die Liebe; „unruhige Köpfe“ rühren die Ruhe des Vertrauens auf, und — Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!

Stirner.

Die unbewußte Hencherei und Dr. Klupp.

Die moderne Wissenschaft hat das schwere Geschütz der Kritik gegen die Grundpfeiler des Christenthums gerichtet. Ihre Jünger sind mit der getreuen Besagung der so lange jungfräulichen Glaubensfestung in einen Kampf auf Tod und Leben begriffen. Der allgemeine Wahlspruch lautet heute: entweder dafür oder dawider; Sein und Nichtsein ist die Frage; das Interesse, die Spannung auf den Ausgang des Akts ist eine gewaltige großartige. Können wir bei so bewandten Umständen große Lust haben, unsere Aufmerksamkeit einer verhältnißmäßig höchst unbedeutenden Fehde zuzuwenden, welche innerhalb einer der beiden großen streitenden Parteien ausgebrochen ist? Lohnt

es der Mühe, sich unter die Leute zu mengen, welche sich darüber in den Haaren liegen, ob auf dem alten kolossalen Dom ein kleines, zum Theil später nachgebautes Thürmchen stehen bleiben oder abgebrochen werden soll, während ein neues Titanengeschlecht das Fundament des ganzen Gebäudes unterminirt, um es in die Luft zu sprengen? Ob der Glaube in die Form bestimmter, kirchlicher Symbole eingefasst bleiben müsse, oder ob Jeder die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses nach seiner Weise aus den Urquellen des Christenthums schöpfen könne? muß uns diese Frage nicht ziemlich gleichgültig bleiben, so lange die Zeit noch nicht ihren Richterspruch gefällt, noch nicht entschieden hat, zwischen den Gläubigen insgesamt und denen, die mit erstaunlicher Kühnheit das fernere Daseinsrecht des Christenthums überhaupt in Frage stellen? Nein, der Gegensatz zwischen dem Symbolzwang und der protestantischen Lehr- und Gewissensfreiheit, ist heutzutage, nach Werken, wie die von Strauß, Feuerbach, Bauer, ein zu unbedeutendes, als daß seine Lösung gerichtliche Resultate vorgeben könnte. Er kann freilich sehr ver-

schieden sein; denn nur die eine Seite desselben ist bestimmt. Gegenüber stehe sich das in den symbolischen Büchern niedergelegte Bibelverständniß der Reformatoren, und das tausendfache nuancenfähige Bibelverständniß unserer Theologen; denn unter protestantischer Lehrfreiheit ist doch keine andere zu verstehen, als die, zu lehren, „was in der heiligen Schrift steht,“ (wie denn überhaupt Lehrfreiheit in neuester Zeit erklärt ist, als „die Freiheit zu lehren, was innerhalb der gesetzlichen Schranken zu lehren erlaubt ist.)“ Mit dem Ausdruck „Gewissensfreiheit“ läßt sich jedoch kaum ein vernünftiger Sinn verbinden; er gehört zu den Worten, die Jederman mit großer Unbefangenheit gebraucht, aber noch Niemand recht verstanden hat. Was man mit Gewissen zu bezeichnen pflegt, hat mit der Freiheit durchaus nichts zu theilen, ist vielmehr eine recht eigentliche unfreie Seite des Menschen. —

Ich mache eine recht sonderbare Einleitung; denn ich zeige, wie wenig interessant die zu behandelnde Frage ist. Warum sollen sich denn Blätter, wie diese, welche die Fahne des modernen Bewußtseins

aussiedeln, überhaupt noch um solche längst überwundene Gegensätze kümmern, die nicht mehr im Stande sind, irgendwelches Leben zu zeugen. In der Geisterwelt beginnt eine ganz neue Formations-Epoche, welche den vorhandenen Organismen die Lebensbedingungen entzieht, damit sie vollkommeneren den Platz räumen. Sollen wir uns mit fossilen Knochen zu thun machen, sollen wir neugierige Zuschauer der Experimentenmacher sein, die in die Glieder kalter Leichen, mit großer Mühe das Zucken momentanen Scheinlebens hineingalvanisiren? Konnten wir nicht lieber selbst als Agenten des Zeugungsprozesses wirken, welcher die Substanzen wieder individualisirt und zu Gestalten formt? Denn die Kritik hat doch wohl ihre Arbeit vollbracht, die bisherigen Formen als ungenügend erkannt und sie damit für den Geist in einen allgemeinen Bildestoff zerlegt.

Täuschen wir uns nicht; wir sind mit dieser Zersetzung noch nicht ganz fertig. Die Theologie scheint von der Wissenschaft überwunden. Orthodorie und Rationalismus, beide hat das Lichtschwert des Gedankens abgethan. Allein gewisse

sonderbare Mittler zwischen alt und neu sind unberichtet durchgeschlüpft und tragen wenigstens vor den Augen der Welt, noch immer respektirte Köpfe auf dem Nacken. Sie sind nicht orthodox, auch nicht rationalistisch, halten auch nicht die Mitte zwischen beiden; sie gehören nicht zu den sich neu anstreichenden Althegelianern und noch viel weniger zur äußersten Linken. Am nächsten stehen sie noch „dem beinernen Esel Iffaschon, den Schleiermacherianer,“ obschon sie auch mit ihm keineswegs in eine Kategorie gestellt werden dürfen. Aber was sind sie denn eigentlich? Ja, das wissen sie entweder selbst nicht, oder sie haben Gründe, es nicht zu sagen, wenigstens ihre Kerngedanken in sphinxische Räthsel einzuhüllen, an deren Lösung sich noch kein Oedipus herangenahet hat. Sie wissen wahrscheinlich, daß sie von der Höhe stürzen würden, wenn man sie erriethe. Sie sehen oftmals den Modernen täuschend ähnlich, so sehr, daß das große Publikum sie von denselben nicht zu unterscheiden vermag. Dies aber ist gerade die stärkste Aufforderung für uns, ihnen einmal ordentlich auf den Leib zu rücken und den himmelweiten Unter-

schied aufzudecken. Sie gerade sind diejenigen, welche der rücksichtslos consequenten Wissenschaft die Brücke zum allgemeinen Bewußtsein am wirksamsten versperren. Sie stehen auf der Mitte derselben und thun nach vornehin, als kämen sie direct aus der Schule der absoluten Kritik und wer diese nicht selbst durchgemacht hat, ist sehr geneigt ihnen Glauben zu schenken. Aber sie haben ein Mittel entdeckt, zweien Herren zu dienen, den neuen Geist zu bekommen, und den alten nicht zu verwerfen: sie predigen den Dualismus von Form und Inhalt. Sie geben so nebenher zu verstehen, ohne jedoch entschieden mit der Sprache herauszuwollen, daß das Christenthum als Religion und Kirche, dem modernen Geiste weichen müsse, als Prinzip jedoch und als aus diesem erwachsender Staat, das Wesen desselben ausmache. Wenn sie sich dabei in ganz erbaulicher, oft biblischer Ausdruckweise bewegen, laun sie beweisen, wie in Christi eigenen Aussprüchen ihre Meinung enthalten sei, so lassen sie es auch an versteckten Winken nach hinten zu nicht fehlen, den beiläufigen Anspielungen, welche die Partei der Radikalen überreden

sollen, sie bedienten sich nur eines gewissen Jesuitismus, akkomodirten sich nur der niedern Bildungsstufe des allgemeinen Bewußtseins, um so dem Neuen leichteren Eingang zu verschaffen. Dies Verfahren ist sehr erfolgreich; denn der Mensch greift lieber nach dem, was ihm scheinbar Neues gibt und doch dabei das vielgeliebte Alte, mit dem die Gewohnheit seine Seele hat zusammen wachsen lassen, mit zarter Schonung behandelt, als nach der leuchtenden Flamme, in welcher er selbstthätig, unter Schmerzen den alten Adam verbrennen muß, wenn der neue wahre ganze Mensch aus dem läuternden Fegfeuer hervorgehen soll. So sind es gerade diese Janusköpfigen, welche die Wirksamkeit der absoluten Kritik am stärksten paralyisiren, die Herkulesarbeiten des modernen Geistes zur Hälfte wieder ungethan machen und ihm die meisten Hindernisse in den Weg legen, den er eingeschlagen hat, um endlich die goldenen Früchte zu pflücken aus den fernen Hesperidengärten der Freiheit.

Ein vortrefflicher Repräsentant der bezeichneten Richtung ist Dr. J. Rupp mit seiner Idee des

Staates, der keine Glaubensvorschriften und keinen Symbolszwang kennt, der bei seinen Bürgern nicht nach der Taufe fragt, auch mit der Kirche in keiner unmittelbaren Verbindung steht und dennoch ein christlicher Staat sein soll. Er meint, es sei ein Vorurtheil, das mehr in den Köpfen der Gelehrten, als in dem Herzen und im Bewußtsein der Völker seinen Sitz habe. Das Umgekehrte wäre keine Wahrheit. Wie soll das Volk, für welches das Christenthum ohne seine sinnliche Erscheinung gar nicht existiren würde, einer solchen Abstraktion fähig sein, es für ein Princip zu halten? Nein, für das Volk, wenn man einmal die Gelehrten von ihm absondert, existirt das Christenthum nur als diese steingebaute Kirche, als diese Kanzel, von welcher der Prediger spricht, als dieser Altar, an welchem es das Abendmahl nimmt, als diese Einrichtung, nach welcher der Prediger tauft, traut u. s. w. Als ein Princip können es gerade nur die Gelehrten auffassen.

Dieser Brochure über den christlichen Staat ist die unverdiente Ehre widerfahren, ganz wie ein Ausdruck des modernen Bewußtseins aufgenommen

und angegriffen zu werden. Das moderne Bewußtsein aber hat, wie ich oben zeigte, die triftigsten Gründe, gegen diese Verwechslung auf das Entschiedenste zu protestiren. Nichts darf es so wenig zugeben, als daß sich eine solche verkappte Halbheit in seine Reihen einschmuggle. Es kann unmöglich Hand in Hand gehen mit diesen Scheinfreunden, welche es nur als Piedestal benützen, um von dem erschlichenen höhern Standpunkt Worte in die Welt hinaus zu predigen, die nur dazu dienen, die laun: geborne Feindschaft gegen das abgelebte Prinzip zu einer beschönigenden falschen Toleranz abzuschwächen. Daher darf man eine passende Gelegenheit nicht vorbeilassen, die es leicht macht, zu zeigen, wie unendlich weit die Kluft ist, die zwischen dieser aufgewärmten christlichen Aufklärung und dem durch konsequente Durchführung der neuesten Philosophie errungenen freien Bewußtsein unüberbrückbar gahnt.

Eine solche gute Gelegenheit gibt uns die oben genannte Schrift über den Symbolzwang. — Von den sogenannten freisinnigen Theologen haben Viele Rurps Rede über den christlichen Staat mit großem

Jubel begrüßt; denn die Theologie ist bereits in solchen Mißkredit gekommen und ihre Jünger fangen es selbst an zu merken, daß sie bei jeder Scheinleistung die von ihr ausgeht, stolz ausrufen: seht ihr mal, wir sind doch noch nicht todt, auch wir können noch Theil nehmen, am allgemeinen Fortschritt.“ Dies jüngste Produkt desselben Autors aber ist wie eigens dazu gemacht, solchen Leuten auf den allzuvollgenommenen Mund zu schlagen. Sie bewegt sich in den allerabgestandensten Gedanken, sie fällt auf jeder Seite in die Seichtigkeiten des Rationalismus zurück, ja sie nimmt mit der größten Unbefangenheit einen Herderischen Ausspruch, fügt ihn gleichsam als Schlussstein ihrer Argumentation ein, und läßt es sich auch nicht im Entferntesten einfallen, daß Herder für die Theologie und überhaupt für uns längst abgethan ist. Das gestellte Thema ist freilich ganz anders zu behandeln und schon die bloße Wahl desselben könnte uns ein genügendes Argument sein, daß auch die Richtung, welche Rupp eingeschlagen hat, ein vergeblicher Versuch ist, der Theologie neue Lebensäfte zuzuführen, nach dem sie aus freien Stücken auf den

Zusammenhang mit dem großen Baum der Wissenschaft verzichtet hat und zu einem schnell absterbenden Faktionist geworden ist.

Uebrigens würde das Schriftchen selbst einer solchen Kritik schwerlich genügen, die in Bezug auf dasselbe einen günstigern Standpunkt einnehme, als der unserige ist. Zunächst sollte man wohl erwarten, die Symbole in ihrer tiefen Bedeutung gewürdigt zu sehen. Denn wer etwas überwinden will, muß es zunächst erkannt, er muß es in seiner Berechtigung begriffen haben; anders ist die Stufe eines höhern, das erstere aufhebenden Rechts, nimmermehr zu erreichen. Wissenschaftlich zu beweisen ist die Aufhebung der Symbole und durch Darstellung des dialektischen Prozesses, in welchem sie sich selbst aufgehoben haben. Nupp aber ist weit davon entfernt, den Geist in diesem tiefen, schmerzvollen Ringen mit sich selbst zu belauschen, er hat die Symbole nicht gefaßt, als die Puppe, in welcher sich der Tagfalter der Idee bis in die feinste Gliederung ausbildet, und deren Schale von ihrem eigenen Lebenskeim durchbrochen wird, sobald dieser den höchsten Grad seiner Entfaltung erreicht hat.

Er bringt nichts bei, als die oberflächlichsten Aeusserlichkeiten. Alle Symbole, sagt er, können in der protestantischen Kirche nie Gefahr werden; sie sollen nun Zeugnisse sein. Geseze ist ein höchst ungeschickter Ausdruck; wenn aber damit gemeint ist: Symbole dürften nie mit der Annahmung auftreten, die einzig richtige inhaltsvolle Form des Glaubens zu sein, ausser der keine andere geduldet werden dürfte, so behauptet man nicht weniger, als daß ein ganzes Jahrhundert, das ihnen diesen Werth zuerkannte geradezu verrückt gewesen sei. Eine solche Behauptung ist aber weiter nichts, als das Geständniß der Ohnmacht, jene Zeit in ihrer Berechtigung zu begreifen. Von diesem niedrigen Standpunkt aus kann man es freilich nur beklagen, daß es eine Zeit gegeben, in welcher wirklich der Buchstabe der Symbole gegolten hat und auf ihm hat man kein anderes Argument, ihr Todesurtheil zu rechtfertigen, als eine vom Franzosenfresser Menzel geborgte Schilderung der damaligen lutherischen Hofpsaffen, die ihren Einfluß auf die Fürsten mit Buhlerinnen, Sauf- und Jagdgenossen, Sterndeutern, Goldmachern und Juden getheilt.

Man schiebt es den Symbolen in die Schuhe, daß damals Juden und Hofnarren ihre Herren durch Zoten ergößten und diese sich derart der Trinksucht ergaben, daß unsere Vorfahren selten anders, als mit dem Ehrentitel deutscher Schweine bezeichnet wurden. Wirklich eine kostbare Manier, gegen eine Gestaltung des Geistes zu sechten! Eine herrliche Art, dies „aus den Früchten erkennen!“

Hingegen ist die gewöhnliche Beweisführung noch golden, welche die unter der Guillotine gefallenen Köpfe zusammenrechnet und mit dieser Zahl die Revolution und ihre Prinzipien vollständig gerichtet zu haben glaubt. Quartanern mag man in der Religionsgeschichte solche allgemeine Redensarten aufstischen, wie die, daß die Zeit, in welcher die Symbole als unumstößliche Autorität galten, sich als eine Zeit tiefen Verfalls ausweise, wenn man nach Christi Anleitung nach ihren Früchten frage, aber nicht damit vor das große Publikum trete. Es ist bald gesagt, daß die Gelehrsamkeit sich damals weit verirrt haben müsse von der lebendigen Erfahrung und den Gesetzen des wichtigen Denkens, um behaupten zu können, daß der heilige Geist die

Bibel verbotenes in die Feder diktiert habe, bald gesagt, daß eine solche Theologie fleißig und scharfsinnig, aber todt und verkehrt gewesen sei, des rechten Fundaments, nemlich eines tiefen Gemüths und lebendigen Glaubens und der allein sichern Regel (!) des gesunden, freien Denkens entbehrt habe. Ausgemacht ist damit gar nichts. Die Wissenschaft muß begreifen, sie muß den tiefen nothwendigen Widerspruch der Kirche mit sich selbst fassen, der die Quelle ihres lebendigen Fortschritts, das Agens ihres dialektischen Processes gewesen ist, den Widerspruch, daß sie einerseits die heilige Schrift für die einzige richterliche Autorität und Glaubensnorm erklärte und den Symbolen diese Geltung geradezu absprach *), andererseits aber, eben weil sie noch Kirche ist und als solche die Macht über die Einzelnen überlassen konnte, sich ad libitum ihren Glauben aus der Schrift zu

*) *Symbola non obtinent auctoritatem iudicis.*
Form. Conc. P. I. de compendiar. regula atque
norma.

schöpfen. *) Wahrlich, die Kirche war hiebei in besserem Rechte als Herr Dr. Rupp mit seinem leichtem Darüberhinreden, und entwickelte in diesem Zwiespalt ein tieferes Gemüth, einen lebendigen Glauben und einen gesunderen Geist, als alle posthumen Ausgeburten des selig verstorbenen Nationalismus zusammengenommen.

Auf die Frage, ob jetzt die alten Symbole gelten, höre man jetzt, sagt Rupp, eine dreifache Antwort. Die eine lautet: sie galten überhaupt nicht, die andere, sie galten durchaus, die dritte, zu der sich die Majorität bekenne; man müsse einen Unterschied machen zwischen einer Geltung des Buchstabens und des Geistes der Symbole; der Geist gelte, der Buchstabe nicht. Zu zeigen, daß nicht nur die meisten Stimmen für die erste und dritte Art der Auffassung seien, sondern auch die besten, vertrauenswürdigsten, was natürlich nur heißen kann, die Herr Dr. Rupp für die besten, vertrauenswürdigsten halt. Es seien die „Vertreter der

*) Vgl. Bruno Bauer, die evangelische Landeskirche Preußens. S. 43.

Wissenschaft und ungeschminκτη Frömmigkeit.“ — Hört sich das, die freie Wissenschaft und ungeschminκτη Frömmigkeit, in einem Athem gesprochen, nicht allerliebst naiv an? — Der zweiten aber huldigten nur die Vertreter einer todten Gelehrsamkeit und einer für Parteizwecke extemporirten Frömmigkeit. Eigentlich will N. also durch Passationen herausbringen, was von der Geltung der Symbole zu halten sei, nur modificirt er dies Verfahren in der Art, daß er den ihm günstig stimmenden mehr Kügelchen in die Hand drückt, als den Gegnern. Sehr bequem!

Grundsätzlich, meint er, habe die Haltung der Symbole aufgehört, als die Kirche durch Spener und Franke zu neuer Thätigkeit erwacht sei. Die Theologen seien zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die wahre Treue (Y) gegen den Geist und das Princip oft nur durch Aufgeben der Form und des Buchstabens bewahren könne, und mit dieser Ueberzeugung habe endlich die Fortbildung der Reformation angefangen, die Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts. Behufs dieser Fortbildung habe man — hier sangen die nichtsagenden Redens-

arten mächtig an auf und einzuströmen — 1) die Bibel verstehen lernen müssen, 2) „Um dem Bewußtsein der neuen Zeit, den Gefühlen, Vorstellungen und Bestrebungen der germanischen Völker einen klaren, scharfen wissenschaftlich begründeten und zugleich allgemein verständlichen Ausdruck zu geben, (die zweite Bedingung jener Fortbildung), mußte das achtzehnte Jahrhundert eine neue Philosophie schaffen.“ Welche unsinnige Tautologie! Jedes Wort beweist den durchaus unphilosophischen Kopf. Wie kann es ein Bewußtsein geben, für das erst der Ausdruck geschaffen werden muß? Die Philosophie selbst ist erst das Bewußtsein, und die Philosophie ist jeder Zeit weit entfernt davon gewesen, allgemein verständlich zu sein. Sie ist nicht etwas so Gemeines, daß man sie so zwischen Schlaf und Wachen in sich aufnehmen könnte. Die dritte Bedingung zur Fortbildung der Reformation war nach Rupp das Erwachen der christlichen Liebe; „um dies vorzubereiten, mußte das achtzehnte Jahrhundert Toleranz lehren und Alles, was gegenseitige Kenntniß und Theilnahme hinderte, beseitigen.“ Was soll man nun dazu sagen?

Es giebt keine bedeutungslosere, unsinnigere Lebensart, als die von der allgemeinen christlichen Liebe. Wegen die Gesammtheit kann man sich gesetzlich, moralisch verhalten, aber nimmermehr sie lieben. Liebe geht nur von Individuum zu Individuum. Der Fanatismus kann einen allgemeinen Haß erzeugen, aber wenn dieser auch aufgehoben wird zur Toleranz, so ist dies keineswegs ein Erwachen der christlichen Liebe, sondern das Eintreten der Indifferenz, dieser letzten Periode jeder vom Weltchauplatz abtretenden geistigen Erscheinung, die den unmittelbaren Uebergang zum Neuen ausmacht, dieser Form des scheinbar unthätig gewordenen inneren Lebens, das sich von dem bisher geltenden losgesagt hat, und nun, wie ein längst gemähtes Ackerland ausruht, dabei aber keineswegs in tochter Faulheit daliegt, sondern seine Zeugkraft ersetzt, um für den Samen eines neuen Principis empfänglich zu werden und ihn in einer Menge lebensvoller Organismen aufsprießen zu lassen. Das achtzehnte Jahrhundert hat im Religionshaß keinesweges, wie Rupp mein', einen der mächtigsten Feinde des Christenthums überwunden. Im Ge-

gentheil, nur die miteinander im Vernichtungskriege liegenden Gegensätze sind das Lebenzeugende, und in dem Augenblick, in welchem die Möglichkeit des Religionshasses aufhört, beginnt die Auszehrung, das Hinsinken des Principes. Daher handelten die „orthodoxen Eiferer“ in ihrem Sinne durchaus vernünftig, wenn sie fortwährend daran arbeiteten, alle Brücken zwischen dem Boden der Gegenwart und dem Gebiete der Vergangenheit abzubrechen; sie durften jene „reformatorischen Bestrebungen“ des Zeitalters nicht anerkennen, sie durften es nicht zugeben, daß dieselben als weitere Entwicklung der Symbole gefaßt würden. Es mußte ihnen gelingen, „den Meisten einzureden, die Fortschritte des Jahrhunderts seien mit den Forderungen der gegebenen Kirche unvereinbar,“ denn diese ihre Meinung war durchaus richtig, und eine Wahrheit findet immer ihren überzeugenden Ausdruck. Eben so sehr im Recht waren natürlich die Fortschreitenden, wenn sie lieber gar nicht auf ihren Ausgangsort, auf die Kirche zurückblickten und sich mit den Worten trösteten: „laßt die Todten ihre Todten begraben, und der Lebende hat Recht.“ Die richtige Mitte zu

treffen, nämlich nicht das Gegebene mit Nichtachtung auf die Seite zu schieben und doch am Ausbau des Protestantismus Theil zu nehmen, das, meint Rupp, sei Herder gelungen und führt mit sehr dicken Lettern dessen Ausspruch über die Symbole an, daß man den Geist derselben vom Zeitkörper oder gar nur Zeitkleide unterscheiden, nicht nur dürfe, sondern sogar müsse, wie man es ja bei der Bibel zuvörderst thue. Herder konnte freilich nicht anders sprechen, unsere Zeit aber ist doch längst dahin gekommen, den vom Körper getrennten Geist dahin zu setzen, wohin er gehört, in das Reich der Wespenster. Dies ist der oben erwähnte, Form und Inhalt voneinander haltende Dualismus, der noch immer in vielen Köpfen spuckt. Es ist stets eine arge Täuschung gewesen, wenn man glaubte, den Buchstaben wegwerfen und doch den Geist behalten zu können.

Man legt erst den Geist hinein, den man herausklauben will — und o Wunder! findet ihn nachher wirklich in der gebrochenen Schale. Nein, der Geist der Symbole steht und fällt mit ihrem Buchstaben.

Ist dies erkannt, so darf man nicht mehr zu der Behauptung einer allgemeinen Charakterlosigkeit des Zeitalters seine Zuflucht nehmen, um zu erklären, wie es möglich war, daß die „Böllnerische Gegenreformation“ wenigstens für einen Augenblick siegte. Die Kirche sah sich bereits halb überwältigt von der Aufklärung, sie konnte aber unmöglich ihre eigene Vernichtung wollen, und so mußte sie den Versuch machen, das sich ihr mit aller Macht entwindende Leben festzuhalten, mußte den ihr noch nicht entflohenen Theil des Geistes, streng in die alte, einst so lebensvolle Form zurückbannen. Der augenblickliche Symbolzwang konnte sich aber deshalb noch nicht zu dauernder Starrheit versteinern und ganz gegen den allgemeinen Auflösungsproceß abschließen, weil die Idee des Symbols sich noch nicht zur Reife gebracht hatte, weil es wirklich noch arbeitenden Geist in sich enthielt: die Symbole hatten ihren dialektischen Proceß noch nicht durchgemacht; sie besaßen darum noch wirkliches Recht zu existiren und konnten noch nicht zu ewigen Mumien einbalsamirt werden.

Erst in der Union hat dieser Proceß sein Ende

erreicht. Durch sie sind die Symbole aufgehoben, aber wahrhaft, nicht auf eine so oberflächliche, äußerliche, juristische Art, wie Rupp es darstellt, der eigentlich in ihr nur die königliche Erklärung findet, daß der Buchstabe der Symbole schon bisher ungültig sei. Die Union ist unendlich mehr. In ihr haben die beiden sich bisher ausschließenden Lehrbestimmungen durchaus sich selbst aufgegeben; denn anders konnten sie keine Einheit werden. Dies ist nicht ein plötzlicher Einfall, etwa des Königs, gewesen, sondern das Resultat jahrhundertlanger Entwicklung. Jede der beiden Kirchen kam selbstständig auf dem Punkte an, wo ihre bisherige besondere Confession aufgelöst war, und die Union ist nur ihr Geständniß dieser Auflösung. In der Union ist die Kirche selbst untergegangen, oder vielmehr, sie ist die offene Erklärung dieses Untergangs *).

Damit aber sind die Symbole wirklich geistlos geworden, d. h. sie haben keinen Antheil mehr an

*) Vgl. B. Bauer, a. a. O.

der Entwicklung der Geschichte; sie haben kein anderes Interesse weiter, als das, historischer Dokumente, sie sind nur noch, um mich eines prologischen Ausdrucks zu bedienen, Leitmuscheln aus einer früheren, untergegangenen Formationschicht. Sie sind lange Träger der Idee gewesen; diese hat sich von ihnen emancipirt. Sie enthielten Alles, was den menschlichen Geist interessirte, seine Idee, seine Bestimmung, sie waren ihm das Surrogat des Selbstbewußtseins, oder vielmehr das Bewußtsein selbst, nur in verkehrter Form, als etwas dem Menschen ausserhalb, fremd gegenüberstehendes, das wie eine qualende Last auf ihm lag, bis es endlich seine höchste Ausbildung in eine Masse vernunftlos scheinender Distinktionen und Statute, damit die höchste, nunmehr unerträgliche Schwere erreicht hatte, und gleichsam in seine Innerlichkeit hineinbrechen mußte. Damit ist, was bisher Gegenstand des Glaubens an Außer uns liegendes war, Gegenstand des Gedankens geworden: die Kirche hat mit der Entwicklung des Geistes ferner nichts mehr zu thun. Er hat sie verlassen, steht auf eigenen Füßen und baut aus sich selbst die Welt auf.

Dies ist jetzt der Geist der Symbole, wenn man so sagen will, aber ein Geist, der ein Durchweg anderer, das gerade Gegentheil von den früheren geworden ist; aber diesen Geist meint Herr Dr. Rupp durchaus nicht, kann ihn nicht meinen, weil er ihn in seiner Herkunft nicht begriffen hat. Es ist der Geist, welcher sich verhüllt, und für sich selbst dunkel in dem lutherischen Bekenntniß bis zur letzten Spitze des Satzes deus est homo et homo est deus ausbildete, der Geist, der die Rechtfertigung im Glauben fand, der sich jetzt aber noch immer umgekehrt und an die Stelle des Symbols das Bewußtsein gestellt hat: daß er seine Rechtfertigung, (die Fertigung seines Rechts) die Verwirklichung seines Begriffs, des Begriffs der Freiheit, im thatsächlichen Glauben an die Idee, an die Idee der Gottmenschheit, (doch ist dies noch unangemessener Ausdruck) zu erringen habe.

Daher kann denn auch nur derjenige, welcher nicht im Stande ist, diesen Prozeß zu begreifen, eine so widersinnige Hoffnung aussprechen, wie die, daß einst an die Stelle der veralteten Symbole neue treten werden. Rupp meint — hört, hört!

— Locke, Rousseau und Kant hätten durch Förderung der Selbsterkenntniß der germanisch-christlichen Welt eine Sprache zu schaffen begonnen, deren sich die Zukunft bedienen werde, um den Grund des Christenthums in neuen Symbolen auszusprechen! Letzteres kann und wird nie geschehen. Mit dem errungenen Standpunkt des Selbstbewußtseins sind wir ein für alle Mal über die Zeit der Symbole hinaus, denn die Symbolik kann niemals Wahrheit geben. Das Symbol ist allerdings eine Form des Gedankens, aber eine durchaus unangemessene. Alle Symbolik ist Verwechslung; sie setzt an die Stelle der Sache ein Zeichen, an die Stelle einer geahnten geistigen Wahrheit etwas Sinnliches, Unentsprechendes, eine Formel. Wenn die protestantische Kirche mit Herrn Dr. Kupp der Einführung neuer Bekenntnißschriften entgegensteht, so wird sie sich umsonst die Augen verderben und ebenso vergeblich auf dieselben warten, als die Juden auf ihren Messias. Denn man bedarf keiner Bekenntnisse mehr, sobald man zur Erkenntniß gekommen ist.

Noch viel weniger natürlich, als das Recht

eines vergangenen Jahrhunderts, sich strenge am Buchstaben der Symbole zu halten, vermag dieser leichte Nationalismus das gegenwärtige Bestreben derer in seiner Nothwendigkeit zu begreifen, die, weil sie mit eiserner Consequenz den Begriff der Kirche festhalten, auch jener eine absolute Haltung beilegen. Männern, wie Dr. Rupp gegenüber, muß man entschieden als Apologet Hengstenbergs und der evangelischen Kirchenzeitung auftreten. Es ist wahrhaft lächerlich, wenn aus solchem Munde der Richtung der Letztern vorgeworfen wird, sie habe kein wissenschaftliches Bedürfniß, keinen Sinn für wissenschaftliches Leben und für wissenschaftliche Bewegung. Hengstenberg und die Seinen sind gerade die einzige noch nicht ganz geistverlassene Seite der Theologie. Sie wissen sehr wohl, was das Christenthum ist, besser als diejenigen, welche es zu einem blassen gespensterhaften Princip abschwächen wollen. Sie zeigen ein ungleich tieferes Verständniß, sowohl des Christenthums, wenn sie die Gegner der Buchstabentheologie für Gegner Christi selbst erklären; als auch der Philosophie, wenn sie behaupten, daß dieselbe Atheismus sei.

Wollen Sie, Herr Dr., die moderne Philosophie vielleicht gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen? Geben sie sich keine unnütze Mühe, denn sie selbst würde Ihnen für diesen Dienst durchaus nicht dankbar sein. Sie hat gar keine Lust, eine fromme Larve vorzunehmen, noch viel weniger aber, sich dieselbe von denen anlegen zu lassen, die es als „aufrichtige Freunde der Wahrheit bedauern, daß die Uebungen der Frömmigkeit, namentlich gemeinschaftliches Gebet der Hausgenossen, Kirchenbesuch und Theilnahme an den Sakramenten immer mehr abgenommen haben.“

Der Geist der Menschheit hat stets eine gewisse Pietät gegen die eben von ihm verlassene, und dadurch zur Leiche gewordene Form gezeigt, in welcher er einer höhern Stufe entgegenreiste. Diese Pietät ist im Allgemeinen das jeder Zeit eigene Hängen am Alten und die Feindschaft gegen Neuerungen überhaupt. Am stärksten aber muß sie in bedeutenden Abschlussepochen hervortreten, wie unsere Zeit eine ist. Ihre Träger wenden sich gegen das junge Bewußtsein mit einem ächten Fanatismus, dem man weder Leben noch

eine gewisse Schönheit absprechen kann. Es gewährt dem genugsam gebildeten und so genug über ihnen stehenden Zuschauer einen wahrhaft ästhetischen Hochgenuß, ihnen zuzusehen, wie sie leidenschaftsgeglühend mit dem Schwerte des Glaubens über der geliebten Leiche stehen, die sie noch für lebendig halten und zugleich nach allen Regeln der Kunst die welken erschlafften Formen dadurch wieder anschwellen lassen, daß sie in die blutlosen Adern den Balsam einspritzen, der sie vor Verwesung schützt und sie endlich in eine Mumie verwandelt. —

Die Symbole haben ihren dialektischen Prozeß wirklich vollständig durchgemacht, sie haben mithin kein Recht mehr, wirklich zu existiren, und darum müssen sie in unüberwindliche Versteinerungen verwandelt werden. Nupp hat ganz Recht, wenn er sagt: die Geltung der Symbole in der Kirche erzwingen, heiße, eine Revolution bewirken. Noch steht innerhalb der Kirche die große Menge derer, die der Umschwung der Zeit noch nicht hinlänglich ergriffen hat. Die Repräsentanten der Kirche selbst müssen sie auf den Weg des neuen Bewußtseins

stoßen, und dies kann nicht anders geschehen, als durch entschiedenen Symbolzwang. Das also, was Rupp als gewichtigstes Argument gegen die von ihm angegriffenen Bestrebungen beibringt, das ist gerade ihre innere Nothwendigkeit, das gerade macht sie, vom wichtigen Standpunkt abgesehen, höchst wünschenswerth.

Was hat nun Herr Dr. Rupp mit seiner Schrift gewollt, was geleistet? Er meint, bisher hätten sich mit der Symbolsfrage fast nur die Theologen beschäftigt, allein durch eine Petition der „angesesehensten Königsberger Bürger“ um Erhaltung der Lehr- und Gewissensfreiheit (Vgl. eine Correspondenz aus Königsberg hierüber in Nr. 67 der „Eisenbahn“) und durch die Verhandlungen des Landtages über dieselbe, habe dieselbe allgemeines Interesse bekommen, so daß dem großen Publikum eine nähere Aufklärung über diese Angelegenheit wünschenswerth sein müsse. Ob wirklich diese Petition ein Zeugniß des für diese Sache erwachten Interesses giebt? Es wäre in der That eine höchst merkwürdige Erscheinung in unserer Zeit, in der bei den Gebildeten ein hoher Grad von Indiffe-

rentismus gegen alles Kirchliche herrscht, wenn wirklich eine so speziell-kirchliche Angelegenheit allgemeines Interesse erregt hätte. Da uns zufällig einige nähere Data dieser Begebenheiten bekannt sind, glaube ich mich um so weniger zu irren, wenn ich behaupte, daß es auch nicht dem zehnten Theil der Unterzeichner jener Petition, um die angeregte Sache selbst, sondern nur um die Gelegenheit, zu einer oppositionellen Demonstration zu thun gewesen ist. Denn denen, die sich um die Kirche überhaupt so gut als gar nicht kümmern, kann es sehr gleichgültig sein, was in ihr vorgeht.

Nein, die Symbolangelegenheit ist nicht von der Art, daß sie jemals wieder allgemeines Interesse erregen könnte! Wo ist denn der Punkt, an dem sie mit den Gemeinen in Berührung kommt? Sie ist eine rein theologische Sache, gewiß auch nur von Theologen bei der genannten Gelegenheit in Anregung gebracht. Diese Schrift aber wird sicherlich nicht dazu beitragen, das Interesse des Publikums für sie zu erwecken, denn weit entfernt davon, wie wir gesehen haben, die innere Bedeutung der Symbole und den Einfluß, den sie jetzt

wieder mit Macht begleitet, auf die Gestaltung des religiösen Lebens haben würde, zur Anschauung zu bringen, gesteht sie vielmehr am Schlusse selbst, nichts weiter, als so zu sagen, den äußerlichen Rechtsbestand festgestellt und die verschieden wiegenden Stimmen für und wider überschlagen zu haben. Für den Theologen ist sie daher überflüssig, denn er erfährt nichts, was er nicht schon längst wüßte, und für den Laien eben so sehr, denn er hat Klügeres zu thun, als sich um Angelegenheiten zu kümmern, die keinen lebendigen Zusammenhang mit seinen Bestrebungen haben, zumal, wenn ihm weiter nichts vorgesetzt wird, als ein Gericht, bestehend aus einem trockenen, fast nur statistischen Nachweis und einer darüber gegossenen Brühe verbrauchter Redensarten, die jedes schärfere Auge sogleich als gehaltlos und unrichtig erkennt.

Diese Kritik glaubt ihren Zweck erreicht, gezeigt zu haben, daß zwischen der modernsten Form der Theologie und dem wirklich modernen Bewußtsein auch nicht die kleinste Verwandtschaft ist.

Jene malt sich selbst als „eine Betende.“ „Frei wölbt sich der Himmel über ihr, eben geht

die Sonne auf, im Hintergrunde verfallenes Klostergemäuer.“ *) Das moderne Bewußtsein, wenn es sich auch einmal malen soll, stellt sich dar, als ein kräftiger Mann, der zwar nicht betet, aber arbeitet. Er steht am Steuer eines sturmuntauschten Dampfschiffs, aber, ob auch die Sonne tief unter dem Horizont weilt, du siehst auf seiner, von der Compaslaterne beleuchteten hohen Stirn nicht das kleinste Zucken der Besorgniß. Sein ganzes Gesicht ist der Ausdruck stolzen Vertrauens auf die eigene Kraft. Er blickt gerade empor zur wolkenverfinsterten Höhe und ein Lächeln des Selbstgefühls spielt um seine Lippen, denn er gedenkt der alten Schiffer, die noch des Himmels und seiner Sterne bedurften.

Dr. W. Jordan.

*) S. die genannte Schrift, S. 6.

Die wahre Bedeutung der reichsständischen Verfassung.

Wir wollen eine, durch Befangenheit der Wünsche und die Kämpfe der Leidenschaften und Parteien entstellte und verwirrte Frage, durch eine unbefangene und vorurtheilslose Betrachtung auf ihre wahre Bedeutung zurückzuführen suchen. Die dazu nöthige Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit werden wir dadurch erhalten, daß wir die Frage als eine abgethane und der Vergangenheit angehörige betrachten, was sie unserer innersten Ueberzeugung nach in der That ist. Wir werden also dieselbe kurz von ihrem Entstehungsgrunde an bis zu ihrem Ab-
laufe verfolgen, um darnach die Frage zu beantworten, hier wie sie ist. Die Untersuchung ihres

factischen Bestandes, ihrer juristischen Gültigkeit oder Ungültigkeit soll uns zu dem Standpunkte führen, der allein eine richtige Beurtheilung ihres Werthes gestattet.

Der Entstehungsgrund der reichsständischen Verfassung ist derselbe, wie der aller andern ihr vorangehenden oder sie begleitenden Reformen; das Bedürfniß. Das Bedürfniß veranlaßte die Entfesselung des Bodens und die Befreiung des an den privilegierten Boden gebundenen Menschen, das Bedürfniß hob die Beschränkungen auf, welche die freie Bewegung der Gewerbe hemmte, das Bedürfniß entließ die Städte *) aus der Bevormun-

*) „Ueber ständische Verfassung in Preußen“ (die, wie schon bemerkt, ganz vom bürocratischen Standpunkte aus geschrieben ist) S. 50. „Der Verfasser weiß recht gut, daß die Verleihung der Städteordnung v. 19. November 1808 weniger das Produkt einer großartigen Regung als das der Nothwendigkeit, die Freiheit weniger ein Geschenk als ein Reiz zur bereitwilligen Uebernahme einer angesonnenen Last sein solle. Mit der von Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1787 auf die französische Regie Friedrichs des Großen

bung des Staates und übertrug ihnen die Verwaltung ihrer Angelegenheiten, das Bedürfniß schickte sich an, das platte Land von dem gutsherrlichen Einflusse zu befreien, ja es entschloß sich sogar,

vom Jahre 1766 gebauten Acciseverfassung war die früher übliche Acciseerhebung der Städte, welche ihnen die Mittel zur Verrichtung ihrer Bedürfnisse gewährte, unerträglich, sie war daher überall aufgehoben worden, die Städte fanden aber ihre Entschädigung darin, daß ihre Ausgaben auf den Acciseetat des Staats übernommen und aus den Staatsaccise-Einkünften bestritten wurden. Die Nothwendigkeit einer völligen Umformung der Finanzverwaltung führte zur Abschaffung der Accise und zur Verlegung der Eingangszölle von den Thoren der Städte an die Grenzen des Reichs. Es kam nur darauf an, die bedeutenden jährlichen Abzurechnungen an die Städte (unter dem Namen Abonnementsgelder bekannt) los zu werden, d. h. ihnen die Aufbringung ihrer Geldbedürfnisse selbst zu überlassen, wobei der Rückgriff auf alle städtische Acciseverfassungen durch das Interesse des freien Verkehrs im Innern und dasjenige der Staatsfinanzverwaltung ausgeschlossen war. Dieß geschah, indem man ihnen auch die Anordnungen ihrer Angelegenheiten anheimstellte.

das christliche Princip der Menschlichkeit zum Opfer zu bringen, indem es Juden Bürgerrechte ertheilte. Aus diesem Bedürfnis ging nun auch die reichsständische Verfassung hervor, welche die letzte und nothwendige Consequenz aller andern Reformen bildet. Hatte man die Stadtbewohner vom Regierungseinflusse emancipirt und zu Stadtbürgern erhoben, hatte man für das flache Land ein Gleiches projectirt, hatte man also das Princip der Selbstverwaltung für die untergeordneten Kreise des Staates ausgesprochen, so mußte dasselbe auch auf den ganzen Staatsverband ausgedehnt werden. Die Bildung freier städtischer und ländlicher Gemeinden bedingte auch die Bildung eines freien Staatwesens, und es wäre geradezu eine der unbegreiflichsten Inconsequenzen gewesen, wenn man die städtischen und ländlichen Gemeinden hätte emancipiren wollen, ohne zugleich den ganzen Staatsorganismus nach ihrem Muster umzuschaffen. Auch war für die Bildung eines Staatsbürgerthums ein ebenso genügender Grund vorhanden, wie für die Bildung des Stadtbürgerthums. Es steigerten sich die Lasten, welche der Staat von den einzelnen Corpo-

rationen als solchen forderte, wofür er ihnen durch Ausdehnung ihrer Rechte innerhalb der corporativen Kreise Entschädigung bewilligte; aber es kamen auch Lasten hinzu, welche nur unter der Voraussetzung eines freien Staatsbürgerthums gefordert werden konnten. Zu diesen gehörte namentlich die allgemeine Wehrpflichtigkeit, welche, wenn wir von dem Grundsatz ausgehen, daß gesteigerte Verpflichtungen und Leistungen auch größere Rechte bedingen, auch ein Entgegenkommen von Seiten des Staats voraussetzte. Das Unterthanenverhältniß als bloßes Zwangsverhältniß, namentlich wenn es mit der Abscheidung in verschieden berechtigten Classen verbunden ist, enthält eine solche allgemeine Verpflichtung nicht; die Vertheidigung des Staates, kann in diesem Falle nur denjenigen zugemuthet werden, für die er ein Interesse hat. Wenn der Staat hält und begünstigt, wenn er Vorrechte oder auch nur die gewöhnlichen Rechte einräumt, der mag ihn halten und vertheidigen, oder vielmehr für den bedarf es gar keiner ausdrücklichen Verpflichtung, er braucht sich bloß seines Interesses bewußt zu werden, welches mit der Erhaltung des

Staates zusammenfällt. Thut dagegen der Staat für mich nichts, gesteht er mir keine Bürgerrechte zu, versagt er mir sogar die Ausübung der Menschenrechte, gestattet er mir nicht die freie Entwicklung und Uebung meiner Kräfte, was kümmert er dann mich? Ich kann ihn nur vertheidigen und zu seiner Erhaltung mitwirken, wenn ich weiß, daß er der meinige ist, wenn ich in ihm zugleich mein Interesse vertheidige. Bin ich Sklave, bin ich unberechtigt, so muß mir dagegen sein Schicksal gleichgültig sein, und ich kann, streng genommen, nicht einmal zu seiner Vertheidigung hinzugezogen werden, So war es in Griechenland, so in Rom, wo die Waffenführung überall eine Ehre des politisch-berechtigten Bürgers war, so in der alten deutschen Verfassung, wo ebenfalls nur die freien Gemeindengenossen zur Landesvertheidigung berufen waren, so selbst in der absoluten Monarchie, welche im richtigen Takte sich auf geworbene Söldner stützte.

Diese waren nun in Preußen gesprengt, und damit hatte der Staat seinen Halt verloren. Man hätte neue werben können und hätte es um jeden Preis thun müssen, wenn man den

alten Staat hätte fortsetzen wollen, aber das war unmöglich, weil sich kein Geld auf-treiben ließ. Auch wäre es wohl sehr die Frage gewesen, ob ein zweiter Versuch mit denselben Mitteln glücklicher ausgefallen sein würde, als der erste, oder es war vielmehr gar keine Hoffnung auf solchen zu setzen. Der Feind hatte nicht durch seine physische Ueberlegenheit gesiegt, sondern durch seine moralische Kraft, er hatte gesiegt, weil er die Revolution, wenn auch die geknebelte und gebändigte mit sich führte, weil er Menschen gegen Sklaven gestellt hatte. Wollte man ihnen widerstehen, so war es nicht anders möglich, als wenn man ebenfalls moralische Kräfte in Bewegung setzte und ihn durch eine stärkere Entfaltung derselben zu überflügeln suchte. Wollte man Rettung, wollte man Erhaltung, so mußte man den bisherigen Weg verlassen und einen ganz entgegengesetzten einschlagen. Man mußte nicht nur den Kampf gegen die verhasste und lange bekämpfte Revolution aufgeben, sondern man mußte — schrecklich genug! — sich vor ihr beugen, ihr zu-

lächeln, sie zu gewinnen suchen. Auszuweichen war ihr einmal nicht, sondern es blieb bloß die Wahl, ob man von ihr verschlungen werden, oder ob man den Muth haben wolle, sie zu gebrauchen. Die Preussischen Staatsmänner unterschieden sich mit Recht für das Letztere, sie entschlossen sich zu dem gewagten Versuch, dem Ungeheuer den giftigen Zahn anzureißen, es zu zähmen und vor den Wagen des Staats zu spannen. Wir trauen ihnen zu, daß sie die Gefährlichkeit dieses Unternehmens nicht verkannten, aber theils hatten sie keine Wahl, theils mußte sie das Beispiel Napoleons des großen Prestigiators zur Nachahmung ermuntern. War es diesem gelungen, die Revolution zurückzudämmen und sie zu seinen Zwecken zu benutzen, warum sollte nun Preußen nicht hoffen, den reißenden Strom, der seine Wuth vertobt zu haben schien, in ein enges und ruhiges Bett zu leiten? Dadurch kam man seinem etwa zu fürchtenden Uebertreten zuvor, indem man ihm selbst einen Weg eröffnete, zeichnete man ihm zugleich seinen Lauf vor. Indem die Regierung selbst es unternahm ein Volk zu bilden, blieb sie Meister seiner Entwick-

lung. Ja, merkwürdig genug, unerhörter Weise! die Regierung unternahm es, ein Volk zu bilden, oder richtiger es aus nichts zu schaffen. Eine zusammengegraffte, durch kein andres Band als durch Gemeinschaftlichkeit der Beherrschung und eine glänzende Erinnerung zusammengehaltene Menschenmasse, Bevölkerungen verschieden an Abstammung und Rechten, Klassen und Kasten, die bisher durch Privilegien und Vorurtheile getrennt gewesen waren, in denen sich noch gar kein politisches Bewußtsein geregt hatte, sollten mit einem Wurf, mit einem Zauberschlage, durch Verwaltungemaßregeln und Gesetze zu einem Volke, zu einem Gesamtbewußtsein verschmolzen werden, sollten durch gemeinsame Anstrengungen und Lasten, durch Bewilligung von Menschen- und Bürgerrechten an den Staat gebunden werden. Man wollte ein Volk um jeden Preis, rasch, augenblicklich, und weil man es augenblicklich brauchte, konnte man es nicht abwarten, bis es sich selbst bilden würde, konnte man nicht einmal fragen, ob das vorhandene Material den Stoff zu einer Nationalität und zu einer freien

politischen Gestaltung *) enthalte, sondern mußte dies voraussetzen, und ohne weiteres Bedenken ein Volk improvisiren; ein freies Volk improvisiren!

Aus solchen Verhältnissen ging die Verheißung der reichsständischen Verfassungen hervor, welche schon Stein in seinem bekannten Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde derselben als Vermächtniß überliefert hatte und zwar gestützt auf das wohlverstandene Interesse der Regierung selbst **). Dieses Vermächtniß wurde von der Regierung adoptirt, und die Versicherung der reichsständischen Verfassung zunächst im Edict vom 27. Octbr.

*) Der Aristotelische Satz, daß die Menschen politische Thiere seien, paßt auf die Deutschen nicht; diese sind Vieh, welches hordenweise und rudelweise auf der Weide zieht, sich aber zu keiner großen und festen Gemeinschaft, zu keinem Staatswesen, am wenigsten zu einem freien, verbinden läßt.

**) Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staats entzogen wird; wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten.

1810 und später öfter wiederholt, in offizieller Form ausgesprochen, am ausführlichsten und bestimmtesten in dem bekannten Edict vom 22. Mai 1815.

Nun konnte aber der Entwurf der Verfassung doch nicht ausgearbeitet, viel weniger verwirklicht werden, da er eine Neugestaltung des Verwaltungs- und des ganzen Staatsorganismus voraussetzte, als deren letztes Resultat die Verfassung hervortreten sollte, die Neugestaltung aber noch in voller Arbeit begriffen war. Auch konnten die inneren Reformen nur neben den Anstrengungen und der Erklämpfung der äußeren Unabhängigkeit betrieben werden, diese war letzter und höchster Zweck, jene nur Mittel zu demselben.

So kam es, daß die äußere Unabhängigkeit errungen wurde, ehe noch die reichsständische Verfassung ins Leben getreten war, und damit verlor sie die Garantie der Nothwendigkeit und behielt nur noch die des Versprechens. Der Zweck war erreicht, war erreicht ohne sie, ja, man konnte sagen, daß sie gar nicht beim Siege theilhaftig gewesen, daß ihr Name gar nicht im Kampfe genannt worden. Nicht die „reichs-

ständische Verfassung“ war die Devise gewesen, sondern das Losungswort hatte „mit Gott für König und Vaterland“ gelautet *). Nur im Namen dieser, nicht im Namen der reichsständ-

*) Ueber ständische Verfassung in Preußen S. 20. „Als der fränkische Eroberer mit einem Streiche die Agrargesetzgebung im nördlichen Deutschland vernichtete, als die Rheinischen Bundesfürsten die alten Ständerverfassungen aufhoben, als die Reichsstädte aus Herrschern in Unterthanen verwandelt wurden, als die Zünfte und Innungen fielen, als so viel Dynastengeschlechter vom Throne in den Privatstand herabstiegen, als der Adel seine Privilegien verlor, fuhr kein Schwerdt aus der Scheide, regte sich keine Hand, kaum die Lippen als zu etwas Anderem, als zu leisem Fluche oder beifälligem Gemurmel; nicht das Andenken an diese Institutionen, wie tief sie sich auch ins Leben eingegriffen hatten, waren es, was das Volk begeistert hat, nicht einmal der Widerwille gegen die neue Gesetzgebung, an der nur die Sprache und der Geber mißfiel, sondern das Gefühl des Druckes und der Schmach einen fremden Herrn zu haben, und des Zorns in der nationalen Selbstständigkeit gekränkt und mißhandelt zu sein.“ Sehr wahr!

dischen Verfassung war der Kampf geführt worden, und wie die siegreichen Völker sich Gott, König und Vaterland ohne reichsständische Verfassung gerettet hatten, so konnten sie dieselbe auch ohne reichsständische Verfassung bewahren.

Mit dem Verschwinden der unmittelbaren Nothwendigkeit mußte aber auch zugleich die Möglichkeit einer sorgfältigeren und reiferen Prüfung der neuen Institution eintreten; das war eine nothwendige, eine unerläßliche Pflicht, bei einer so wichtigen Sache. Wollte man aber ernstlich und gründlich prüfen, so durfte man nicht bei der Voraussetzung der reichsständischen Verfassung stehen bleiben, sondern mußte sie selbst, ihre Zweckmäßigkeit und Angemessenheit in Frage stellen können. Dieß zu thun war Pflicht eines Jeden, der sich darüber ein Urtheil zutrauen dürfte, also vielmehr Pflicht der Regierung. Bei einer solchen Prüfung war es unvermeidlich, daß entgegengesetzte Ansichten laut wurden. Während die Einen die reichsständische Verfassung nicht laut genug preisen konnten, und die wunderthätigsten Folgen für die Regierung und für das Volksglück von ihr verhiessen,

nannten die Andern sie revolutionär und prophezeiten von ihrem Eintreten den Umsturz der Regierung und aller bestehenden Ordnung. Hatten die Letztern Recht, hätte die reichsständische Verfassung irgend einen revolutionären Charakter, stand sie auch nur in der entferntesten Verwandtschaft mit der Revolution, so war ihr das Urtheil gesprochen, denn indem man eben aus einem Kampfe zurückkehrte, der doch in letzter Instanz der Revolution gegolten hatte, indem man noch im Siegesgefühl über die niedergeworfene Revolution schwelgte, konnte man derselben doch nicht freiwillig den Eingang bei sich gestatten, zumal da sie sich überall auf tausend Schleichwegen einzuschleichen suchte.

Mitten innen zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten stand die Regierung; sie konnte nicht unberührt von ihnen bleiben, wenn sie sich auch für's Erste für keine entschieden aussprach. Offenbar schwankte sie: was sollte sie thun, wem Glauben schenken? Erfahrungen beweisen in solchen Sachen nichts, hier gilt's eigene Erfahrungen! Sollte die Regierung, während sie noch ungewiß war, zu einer so gefährlichen Erfahrung schreiten?

Sollte sie es thun, um eine Verheißung, deren mögliche Folgen ihr jetzt in einem zweifelhaften Licht erscheinen, möglichst rasch zu erfüllen? Diese Gewissenhaftigkeit gegen ein gegebenes Wort, welches noch dazu an keine bestimmte Zeit gebunden war, wäre eine unverzeihliche Sentimentalität gewesen, sie hätte gehandelt, wie ein junger Mensch, der ein Mädchen heirathet, weil er ihr einst sein Wort gegeben, obschon sie allen Reiz, alle Liebenswürdigkeit für ihn verloren hat, und der als Slave seines Wortes sie und sich unglücklich macht. So darf aber eine Regierung nicht handeln, wenn es einmal eine Regierung giebt, so übernimmt sie auch die Verantwortlichkeit für die Regierten, und wenn ihr eine Maßregel zweifelhaft wird, die sie in Aussicht gestellt hat, so muß sie dieselbe bis zu vollständiger Ueberzeugung vertagen, hält sie dieselbe aber für entschieden schlecht, so muß sie dieselbe ohne Furcht vor Vorwürfen zurücknehmen. Ja, wenn sich noch die Stimme des Volkes laut und unzweideutig für die reichständische Verfassung ausgesprochen hätte, aber war eben dies der Fall? Schriften genug sprachen sich für

und gegen dieselbe aus, aber die Schriftsteller und die Presse sind nicht das Volk, sie sind nur der Ausdruck des gebildetsten Theils desselben, der nicht allein maßgebend sein kann. Eine Verfassung kann vernünftig sein, besser als der bestehende Zustand, ohne daß das Volk sie acceptire. Wo es aber auf Erlassung und Veränderungen von Verfassungen ankommt, kann nur der Wille des Volkes entscheidend sein. Wo hatte aber dieses seine Stimme erhoben? War das Versprechen der Verfassung gegeben worden, weil das Volk sie gebieterisch gefordert hatte? Oder drang dieses auf Erfüllung derselben? Nein, das Volk verhielt sich vorher und nachher ganz theilnahmslos und gab mit Ausnahme der Coblenzer Adresse, kein Lebenszeichen von sich. Ja noch mehr, weit entfernt hinter der Volksbildung und dem Volksbewußtsein zurückzustehen, war die Verwaltung demselben vielmehr vorangeeilt und hatte es mit sich fortgerissen. War sie es nicht gewesen, die das Volk, das eigentliche Volk, ohne daß dasselbe sich gemeldet, ohne daß es Zeichen der Unzufriedenheit und des Mißbehagens mit seiner gegenwärtigen Lage gegeben, zu

einer bessern, menschlichern erhoben hatte? Waren nicht alle, wenn auch vom absoluten Standpunkte aus, unvollständige Reformen von ihr ausgegangen? Hatte sie nicht Beweise von Einsicht und Menschlichkeit gegeben? Hatte sie nicht einen wohlthätigen Einfluß auf die Gewerbe und auf die unterdrückten Volksschichten geübt? Sollte sie diesen Einfluß aus den Händen geben, und ihre Macht mit einer noch unbekannten Macht theilen, welche möglicherweise ihr mühsames Werk wieder zerstören konnte *)?

*) Wir geben hier nicht den Ausdruck der Adelsreaction, sondern wir sprechen aus der Seele der Beamten, welche, je mehr der Einfluß des Adels wuchs, desto mehr sich getrieben fühlten mußten, das Verfassunswerk aufzuhalten. S. Heber ständische Verfassung in Preußen S. 8. „Man muß nur nicht glauben, daß Alle, welche der Bildung einer Reichsrepräsentation seit 1815 und namentlich seit 1823 feindsich sich gezeigt, unempfänglich für politische Ideen und der Gewalt gewiesen seien; oder daß ihre Abneigung aus dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit der Kräfte und Fähigkeiten entspringe, um in neu sich gestaltendes politisches Leben mit Geltung und Erfolg einzugreifen, oder daß verkümmelter Egoismus, dunkelhafter Unver-

Die Preussische Regierung wurde nun offenbar sowohl durch ihre veränderte Stellung, wie durch die Controversen, welche über die Verfassungsfrage geführt wurden, und den Gang der allgemeinen, schwer zu deutenden Entwicklung, zweifelhaft in ih-

stand und aristokratischer Uebermuth, der jedem Opfer hartnäckig widerstanden, welches die Zeit verlangt, die geheimen Triebfedern gewesen seien; — Mit solchem Urtheil ist die Welt gar schnell zu Stande und die Parteien sind gar leicht gezeichnet, wenn man auf der einen Seite Licht und Wahrheit als Panier bezeichnet und alles Widerstreben unter Eigennuz, Unverstand und Hoffen, klassificirt. Nein es waren recht geistesstarke wohlmeinende, den Fortschritten der Zeit ihre Augen und ihr Herz öffnende, Männer, welche die Verwirklichung der erneuert verheißenen allgemeinen Landesrepräsentation als verderbendrohend betrachteten, und die Weigerung des jetzigen Regierten, die ständische Verfassung im Sinne der Verheißung von 1815 auszubilden als eine Vurgschaft für die Erhaltung bürgerlicher Freiheit und als ein Schutzmittel gegen eine neue und gefährliche Aristokratie willkommen hießen.

Auch Herr v. Schön schreibt in seinem bekannten „Woher und Wohin?“ das Hintertreiben der reichständischen Verfassung dem Beamteneinflusse zu, obwohl

rem Entschlusse. Sie nahm ihn nicht zurück, sie bestätigte ihn vielmehr wiederholentlich in ihren offiziellen Bekanntmachungen und Aeußerungen, wie z. B. in der Erklärung, welche der Preussische Gesandte am Bundestage in der Sitzung vom 5. Fe-

ihm andere Motive als die der allgemeinen Wohlfahrt unterlegt. „Allein die Beamtenwelt vom Militair- und Civildienste sahe bald, daß in demselben Grade, als die Mündigkeit und Selbstständigkeit des Volkes zunahm und die Landstände überhaupt an Wichtigkeit für den Staat gewannen, die bisherige Beamtenwichtigkeit schwinden müsse. Gewiß würde die Beamtenwichtigkeit durch die reichsständische Verfassung geschwunden sein, ob aber die Mündigkeit und Selbstständigkeit des Volkes dadurch gewonnen haben würde, wäre sehr die Frage gewesen. Man fürchtete, das Gewicht der Landstände werde in der Staatswaage dem frühern Gewicht der Beamten seine große Bedeutung nehmen, und es trat somit eine planmäßige Reaction gegen die Zeit und ihre Forderungen (was die Herren den Geist der Zeiten nennen, ist nur zu oft der Herren eigener Geist) im Gouvernement ein. Es folgten Schritte auf Schritte, um der Beamtenwelt ihre Bedeutsamkeit zu erhalten.“

bruar 1818 abgab, so wie in der Verordnung wegen der künftigen Behandlung des gesammten Staatsschuldenwesens vom 17. Jan. 1820; aber sie that auch keinen Schritt zur Ausführung. Die Sache konnte als vertagt angesehen werden, als das allgemeine Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Jan. 1823 von Neuem die Aussicht auf die Zusammenberufung „allgemeiner Stände“ eröffnete, ohne daß diese Erklärung im Laufe der siebenzehn Jahre irgend eine Folge gehabt hätte. Es blieb bei den Provinzialständen, welche auch besser zum Besen der Monarchie passen.

Dies war die Lage bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. Die reichsständische Verfassung bestand — als Versprechen, als Verheißung, als Zusicherung, aber nicht als wirklich. Man konnte daher nach Belieben annehmen, daß die Regierung die Absicht aufgegeben habe, sie in Ausführung zu bringen, oder man konnte auch glauben, daß die Regierung bei ihrer ursprünglichen Absicht noch immer beharre, weil sie die Umstände noch nicht für geeignet, reif, oder wie man dies sonst nennt,

halte. Wenn man dieß glaubte, so konnte man entweder im Vertrauen auf die freie Entschließung, welche jene Zusicherung gegeben, und die betreffenden Artikel der Bundesakte veranlaßt, den Zeitpunkt abwarten, den der Monarch, „von der Uebersicht des Ganzen geleitet,“ für geeignet halten würde, oder man konnte auch, wenn man einmal der Meinung war, daß Wohl und Glück des Landes von der Erscheinung der reichsständischen Verfassung abhängen, um beschleunigte Erfüllung des Versprechens petitioniren.

Eine andre Wendung erhielt die Sache gleich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. und zwar durch den Landtagsabschied, welcher als Antwort auf den Antrag der Preussischen Stände erfolgte und in welchem nicht nur dieser Antrag abgelehnt wurde, sondern auch aufs unzweideutigste ausgesprochen wurde, daß die Verordnung vom 22. Mai 1815 als zurückgenommen angesehen werden müsse. Hiermit verlor auch die reichsständische Verfassung ihre legitime Grundlage, ihren juristischen, rechtlichen Boden, ihre offizielle, staatsrechtliche Bedeutung; sie war noch da, aber

sie hatte von nun an keinen andern Werth mehr, als jede Privataußerung.

Wir müssen diese Ansicht, ob schon sie klar genug scheint, etwas näher entwickeln, weil die eingeleisteten Anhänger der reichsständischen Verfassung nicht aufhören, diesen Thatbestand in Abrede zu stellen.

Ueberall ist die gesetzgebende Befugniß Ausfluß des Souverains, d. h. die Macht überhaupt; denn nur die Macht, die Gewalt kann Gesetze geben, weil die Macht- und Gewaltlosen, die Regierten, sie nur von diesen annehmen. Diese Macht kann nur in einer Hand, oder einem Machtkörper ruhen, oder sie kann auch unter mehreren Machtkörpern vertheilt sein. In Frankreich, in England und in andern Ländern tritt der letztere Fall ein. Hier macht der König in Vereinigung mit den Kammern, oder den Häusern das Gesetz, nicht der König allein, weil er die Gewalt mit einem Theile der Nation, in Frankreich z. B. mit 200,000 privilegierten Familien, theilen muß. Die Souverainetät ruht hier in ihm und den beiden Kammern,

welche wieder zwei verschiedene Kasten vertreten. Anders ist es in den sogenannten unumschränkten Monarchien. Hier macht der König allein die Gesetze, weil er allein die Gewalt übt. Das ist der faktische Bestand, der nicht bestritten werden kann. Daraus werden wir die Folgerung ziehen, daß, wer die Gewalt, und damit das Recht hat, Gesetze zu machen, auch das Recht hat, sie zurückzunehmen. Auch diese spricht nur den faktischen Bestand aus. In Frankreich, England und in andern Ländern ändern die Kammern in Verbindung mit dem Könige die Gesetze, welche sie als unbrauchbar und unzweckmäßig erkannt haben, oder heben sie auf. Will man dieses Recht den unbeschränkten Fürsten streitig machen? Wir möchten wohl wissen, mit welchem Grunde. Hat man ihnen die Gesetze allein machen lassen, so muß man sich auch dazu verstehen, sie ihnen allein aufheben zu lassen. Das Volk hat dabei nichts mitzusprechen, da der Fürst die Regierung nicht im Namen und als Delegirter des Volks führt, ebensowenig wie in der constitutionellen Monarchie das Volk zur gesetzgebenden Thätigkeit

hinzugezogen und bei der Abfassung und Abänderung der Gesetze befragt wird.

Machen wir nun die Anwendung auf Preußen, so war dieses doch vor dem Erlaß der Verordnung vom 23. Mai 1815 unbestreitbar eine unbeschränkte Monarchie, der Monarch war Souverain und Gesetzgeber. Hatte er nun als solcher ein Gesetz gegeben, so konnte er es auch zurücknehmen. Daß durch die Ausführung dieses Gesetzes der Charakter der Monarchie geändert, daß sie aus einer unbeschränkten in eine ständische verwandelt worden wäre, thut nichts zur Sache, da das Gesetz noch nicht zur Ausführung gekommen, die ständische Monarchie noch nicht verwirklicht war. Ueberhaupt begründet ein Versprechen noch kein Recht, und in diesem speciellen Falle war noch kein Vertrag vorhanden, der allerdings juristisch keine vielseitige Aufhebung zuläßt. Aber auch nur juristisch, denn in der Geschichte haben die Verträge wenig Werth. Verträge sind, wie Talleyrand sagt, nur dazu da, um gebrochen zu werden, und das ist geschichtlich und staatsrechtlich sehr richtig. Staatsrechtlich sind Verträge nichts Anderes als die

Anerkennung und Darlegung eines gegenseitigen Machtverhältnisses. Ändert sich dieses zwischen zwei verschiedenen Völkern oder zwischen den verschiedenen Gewalten innerhalb desselben Volkes, so ist es auch ganz in der Ordnung, daß die Formel, welche dasselbe ausspricht, aufgehoben wird, und es wäre sogar ungereimt, dieser zu Liebe ein nicht mehr bestehendes Verhältniß festhalten zu wollen. Hier entscheidet allein die Macht, nicht wie bei privatrechtlichen Streitigkeiten das juristische Recht, oder vielmehr die Macht ist hier das Recht, weil Staaten und die einzelnen Staatsgewalten, wenn sie in Kampf mit einander gerathen, ihre Streitigkeiten keinem Gerichtshofe vorlegen können. In solchen Streitigkeiten handelt es sich immer nur scheinbar um Mein und Dein, in letzter Instanz aber um Ideen, die nicht durch juristische Spitzfindigkeiten, sondern durch die blutige Dialektik der Geschichte entschieden werden. Es ist daher auch eine unnütze Sentimentalität, wenn man soviel Aufhebens davon macht, daß ein Fürst einseitig eine Verfassung aufgehoben hat. Daß er dieß thun konnte, beweiset

doch immer nur, daß das Volk keinen Werth auf dieselbe gelegt hat. Sollen wir also den absoluten Fürsten einen Vorwurf daraus machen, daß sie die ständischen Verfassungen aufgehoben haben? Gewiß nicht. Sie hatten geschichtlich Recht, wenn auch nicht juristisch. Oder ist der König von Hannover anzuklagen, daß er das Staatsgrundgesetz abgeschafft hat? Ebenfowenig; das Resultat hat bewiesen, daß es dem Volke sehr gleichgültig war, ob es eine Verfassung von diesem oder jenem Jahrgange habe. Es hat sich daher auch in Hannover nicht das Volk, sondern nur ein juristischer und advokatischer Streit erhoben. Jedes Volk hat die Verfassung die ihm angemessen ist; oder ist es über dieselbe hinaus, so mag es dies durch die That beweisen *). Wir würden also nach diesem Gesichtspunkte nicht

*) Dies zugleich als Antwort gegen die Einwendungen, welche Welcker in der „Mannheimer Abendzeitung“ und im „Staatslexikon“ gegen diese Abschaffung erhoben hat. Wir bekennen gerne, daß wir denselben wegen seiner geschichtlichen und staatsrechtlichen Kenntnisse und seines redlichen Eifers schätzen, aber wir

einmal etwas dagegen einzuwenden haben, wenn die reichsständische Verfassung selbst nach ihrer Einführung aufgehoben worden wäre, oder richtiger, hätte aufgehoben werden können.

Offenbar würden sich die Anhänger der reichsständischen Verfassung nicht so sehr gegen die Ungültigkeitserklärungen der reichsständischen Verfassung gestraubt haben, wenn sie mehr Vertrauen zu ihrer Sache gehabt hätten. Denn das konnten sie sich doch wohl sagen, daß eine Verfassung noch einer anderen Garantie bedürfe, als eines Gesetzes, und daß sie, wenn auch noch so sehr verbrieft und besiegelt, sich nicht ohne Unterstützung des Volks-

können ihm den Vorwurf der Unklarheit, der Inconsequenz und Phantasie nicht ersparen. Eine der größten Inconsequenzen läßt sich derselbe z. B. in der Abhandlung über den Adel zu Schulden kommen, wo er auf eine sehr gelungene Weise darthut, daß derselbe aus Usurpationen und Gewaltthatigkeiten hervorgegangen sei, und keinen vernünftigen Grund habe, daraus aber die Folgerung zieht, daß derselbe erhalten werden müsse.

bewußtseins werde halten können, da sie dieß nun offenbar nicht für sich hatten, so konnten sie abwarten, bis dasselbe sich bilden würde, oder auf dasselbe durch Belehrung einzuwirken suchen. Wenn sie so dachten, so war der Verlust nicht groß, sie hatten das juristische Recht verloren, konnten sich aber nun ausschließlich auf das Recht der Vernunft stützen.

Nachdem wir so die reichsständische Verfassung in einer Entfernung zurückhaben, in der sie uns wie die Solonischen oder Lykurgischen Gesetze erscheint, fragen wir: welche Bedeutung hat sie an und für sich, oder für wen ist sie?

Die ersten Ankündigungen der reichsständischen Verfassung sind zu unbestimmt, um Schlüsse auf ihren Geist zu gestatten. Es ist in denselben nur im Allgemeinen von einer „zweckmäßigen eingerichteten Repräsentation“ die Rede, dagegen enthält das sogenannte politische Testament, eine bestimmtere und sehr liberal lautende Andeutung. „Mein Plan war daher, (heißt es in demselben), jeder aktive Volksbürger, im Besiß von hundert Hufen oder nur einer, er betreibe Landwirthschaft oder Fabrikation

oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder er sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation." Das hier aufgestellte Princip enthält allerdings die liberalsten Grundsätze, welche einer Vertretung zum Grunde gelegt werden können, aber wir dürfen diese hingeworfene Aeußerung wohl nicht zu sehr urgiren, wir dürfen sie wohl kaum für Ernst nehmen, wenn wir bedenken, daß in demselben Altentümliche an der Unterscheidung der Stände, daß an der Unterscheidung zwischen Adel und Bürgerstand festgehalten wird, daß der Unterschied zwischen beiden zwar ermittelt, abgeschlossen, aber nicht aufgehoben werden soll. Wo aber ein Unterschied der Stände stattfindet, da muß auch eine Verschiedenheit der Rechte, und also auch der politischen Rechte, eintreten.

Die Grundzüge einer bestimmten Organisation brachte erst das Edikt vom 22. Mai 1815, obgleich auch dieses noch sehr vage gefaßt ist. In diesem wird zwar der Satz an die Spitze gestellt, daß eine Repräsentation des Volkes gebildet werden soll, aber als Mittel zu dieser Volksrepräsen-

tation wird aufgeführt, daß a) die Provinzialstände, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden seien, hergestellt und den Bedürfnissen der Zeit gemäß eingerichtet werden sollen; b) wo gegenwärtig keine Provinzialge~~g~~stände vorhanden wären, sollten sie angeordnet werden. Hierauf wird weiter bestimmt, daß aus diesen Provinzialständen die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt werden solle.

Die Bezeichnung Landesrepräsentation und Landesrepräsentanten, welche hier gebraucht wird, ist offenbar nicht genau zu nehmen, sondern ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur in Ermangelung eines bezeichnenderen Ausdrucks, das später vorkommende „allgemeine Landstände“ gewählt worden. Offenbar war der angeblichen Repräsentation des Volkes von Anfang an dies ständische Princip zu Grunde gelegt, was wir daraus zu schließen berechtigt sind, daß dieselbe durch Wahl aus den Provinzialständen hervorgehen sollten. Indem aber dieses Princip an die Spitze gestellt wurde, war ein Grundsatz ausgesprochen, der es unmöglich machte, daß diese Repräsentation eine

Repräsentation des Volkes sein konnte, der sie mit den Forderungen der allgemeinen Freiheit in Widerspruch setzte, der, wenn er mit den Bedürfnissen der Zeit in Verbindung gebracht würde, eine Unmöglichkeit aussprach.

Warum? werden viele fragen. Warum soll es unmöglich sein, daß die Repräsentation nach den ständischen Principien eine Repräsentation des Volkes sei, und warum soll sie mit den Forderungen der allgemeinen Freiheit in Widerspruch stehen?

Wir antworten darauf, weil der Begriff des Volkes, eine Gemeinschaft gleichberechtigter Staatsmitglieder, Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte, voraussetzt. Wo diese Gleichheit nicht durchgehend vorhanden ist, wo ein Theil des Volkes sich von andern durch Verschiedenheit der Rechte abscheidet, da giebt es kein Volk, sondern nur eine privilegierte Kaste und eine rechtlose ungebildete und unterdrückte Masse, gleichviel, ob die Regierung eine sogenannte absolute sei, oder ob sie das Princip der Vertretung angenommen habe, wie denn weder in Frankreich noch in England von einem Volke die Rede sein kann, da auch hier privilegierte

Rassen den Namen und die Rechte des Volkes usurpiren und monopolisiren. Der Begriff des Volkes existirt nur in der wahrhaften Demokratie, wie sie uns z. B. das Alterthum zeigt. Nur hier giebt es wahres Staatsbürgerthum und Volksthum, nur hier giebt es ein Gemeinwesen, weil hier jedem Bürger der Staat angehört, wie anderseits jeder Bürger dem Staat angehört. Nur hier ist der Staat nichts Exclusives, nichts Besonderes, nichts Heimliches, nichts Privates, sondern allumfassende Allgemeinheit und Oeffentlichkeit, Republik; jeder Bürger ist als solcher, und ohne weitere Unterscheidung in den Staat aufgenommen.

Den vollkommensten Gegensatz dazu bildet das Mittelalter und die Feudalität mit ihren, dem Indischen Rassenwesen entlehnten, Standesunterschieden. Hier ist der Staat aufgelöst, das Gemeinwesen in Privateigenthum verwandelt, die Gleichheit der Rechte in einer Hierarchie der Beherrschung und einer Stufenleiter der Unterdrückung untergegangen. Auf der einen Seite, die durch den Zufall der Geburt geweihte Herrschaft des Adels, welchen man mit den Bürgern des Alterthums vergleichen könnte,

wenn das Bürgerthum nicht einen Staat voraussetzte, der im Mittelalter gänzlich fehlt, auf der andern Seite, die durch die Gewalt besessene Knechtschaft des Bauernstandes, welchen man dem Sklaventhum des Alterthums an die Seite setzen könnte, wenn nicht die Unterdrückten von derselben Abstammung wären, wie ihre Beherrscher, während die Sklaven des Alterthums nur Fremde und Kriegsgefangene waren.

Diese Rechtsverschiedenheit bildet die Grundlage und unerlässliche Bedingung des Ständewesens; fällt sie weg, so fallen auch die Stände weg. Werden nun die Stände zur Vertretung berufen, so kann die Folge nur die sein, daß diese Verschiedenheit befestigt und geweiht wird. Durch die Vertretung erhält sie ein Organ, ein Mittel, sich geltend zu machen. Da nun die Rechtsverschiedenheit nicht ohne Rechtsungleichheit möglich ist, so wird auch diese Ungleichheit in die Vertretung aufgenommen werden müssen. Gibt es einmal eine ständische Gliederung, und diese liegt im Wesen der Ständeverfassung, gibt es einmal einen Stand, der vornehmer, edler ist, als die andern, so muß

er auch bei der Vertretung ausgezeichnet werden; die höhere Qualität ersetzt bei ihm die Quantität. So waren in den alten ständischen Versammlungen die Adlichen überall stärker vertreten, als die Städte. — Das ist nothwendig.

Die ständische Vertretung hat noch ein anderes Resultat, welches nicht bloß auf die Landesbewohner, sondern auf die Regierung selbst zurückfällt. Da der Staat, der Staat im wahren Sinne des Worts, die Stände nicht kennt, so werden auch die Stände den Staat nicht kennen. Gestattet der Staat ihnen eine eigene Existenz, erkennt er ihre besonderen Interessen an, braucht er sie sogar zur Vertretung, so sind auch sie berechtigt, sich festzuhalten und sich durchzusetzen. Besondere Interessen, denen man freien Lauf läßt, die nicht durch ein höheres Gesetz gebunden werden, sondern ausdrücklich als selbstständig und berechtigt anerkannt werden, sind gemein, selbstständig, habgierig. Da nun diese Interessen wieder verschiedenen sind, jedes Interesse sich selbst überlassen, aber ausschließlich ist, so wird sich aus dieser Verschiedenheit ein Kampf entwickeln.

Jedes Interesse hält sich für das Höchste und wird sich daher auf Kosten der andern durchzusetzen suchen. Die Ständerversammlungen werden also der Kampfplatz der schmutzigsten Selbstsucht, des ekelhaftesten Eigennuzes, der sich auf die gemeinste Weise befeindenden Interessen sein. Nicht das allgemeine Wohl wird entscheidend sein, wird überhaupt gar nicht, oder nur nebenher in Betracht kommen, und die eigentliche Frage, wenn sie auch noch so sehr durch schimmernde Redensarten verdeckt wird, kann sich immer nur darum drehen, welchem Stande die meisten Vortheile zufallen werden.

Machen wir die Anwendung auf die reichsständische Verfassung, so werden natürlich alle Folgerungen, welche aus dem ständischen Principe hervorgehen, auch sie treffen, also namentlich gesetzlich organisirter Kampf der Stände, und der durch sie vertretenen Interessen: Kampf des großen privilegierten Grundbesitzes gegen den bauerlichen Kampf der Agrikulturinteressen gegen die der Fabrikation, Kampf der Twistfabrikation gegen die Baumwollensfabrikanten, Kampf der Runkelrübe gegen Zucker-

siedereien und den Fideus, Kampf des Schlesiſchen Eisens gegen das engliſche. Und was für ein gemeiner Kampf, wenn die ſchmutzigen Intereſſen ſich wüthend gegeneinander erheben, ſich, jedes unter dem Ruſe: *ne respublica quid detrimenti capiat*, zerſaufen, zerfleiſchen, ſich im Staube wälzen! Und noch ſchlimmer, wenn ſie ſich freundlich nähern, wenn ſie ſich zum Räuberbunde die Hand reiſchen, denn die große Maſſe, welcher ſie vereinigt die Schlinge über den Hals werfen, wird das Löſegeld bezahlen müſſen *).

*) Ueber ſtändiſche Verfaſſung in Preußen S. 71.: »Wenn die Branntweinsteuer noch anzuführen und der Landtag noch darüber zu vernehmen wäre, ſo würde ein Conſlikt zwiſchen den Beſtrebungen der kleinen und großen Grundbeſitzer unvermeidlich ſein, vorausgeſetzt, daß beide im Stande ſind, die Folgen der Maßregel zu überſehen, die kleinen würden dann ermeſſen, daß, wie auch die Erſcheinung bewährt hat, ſie ſämmtlich die Fabrikation einſtellen müßten, die großen, daß die Steuer zu einer Vervollkommnung der Methode anrege und daß reichlicher gewonnene Fabrikat, neben der verminderten Konkurrenz, ihnen, früher nicht geahnte, Vortheile verſpreche.«

Mit einem Worte, die reichsständische Versammlung würde für das Volk dasselbe Resultat haben, wie die französischen Kammern, deren höchste

Noch schwieriger wird die Sache, wenn abgewogen oder entschieden werden soll, wo ein Widerstreit der Interessen einzelner Theile eines und desselben Industriezweiges besteht. Dieser Fall wird gerade jetzt sehr praktisch bei der Erörterung der Steuersätze von den englischen Twisten.

»Die rheinischen Baumwollenspinnereien behaupten, nicht bestehen zu können, wenn die englischen Gespinnspe nicht einem hohen Eingangszoll unterliegen, die übrigen Baumwollmanufakturen, (Webereien, Türkischrothsärbereien u. s. w.) dagegen wollen die Twiste so möglich ganz frei importiren, oder verlangen einen Rückzoll für ihr Fabrikat, welcher die Kosten des erhöhten Spinnerlohns decke.«

»Treten, was bei der Repräsentation in Preußen unvermeidlich ist, noch besondere Rücksichten ein, wie z. B. Ständedrücksichten, Rücksichten der Grundherrschaft, der Patrimonialgerichtsherrschaft, so ist der Widerstreit der Interessen ganz unvermeidlich, und an eine Vermittlung oder Lösung kaum zu denken.«

»Bei der Frage, über die Erschwerungen der Ansiedlungen, hat der Ritterstand, und zum Theil der

Aufgabe darin zu bestehen scheint, daß sie dem Volke die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse vertheuern, und es mit Lasten und Abgaben erdrücken, welche nicht ihm, sondern der vertretenen privilegierten Kaste zu gute kommen.

Freilich würde die reichsständische Verfassung eine andere Kaste zur Macht bringen, als die in Frankreich herrschende, sie würde nämlich die Herrschaft des großen Grundbesitzes, des Rittergutsadels sanktioniren. Aber dürfen

Bauernstand, ein vom Stande der Gewerbtreibenden ganz verschiedenes Interesse. Auch das der Ackerstädte weicht von dem der großen Industrie ab, beinahe so weit, als das Interesse des Staats im Ganzen, dem seine Unterthanen gleich lieb und werth sein sollen, von denjenigen einzelner Klassen in dieser Angelegenheit. Die Grundherrschaft halten eine neue Ansiedlung, wenn der Ansiedler nicht ein erhebliches Vermögen nachweist, für ein Unglück, und streben sie zu vereiteln, so gut sie vermögen; die Vertreter großer Manufakturstädte, wenn und wo es deren giebt, werden die Sache aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, und eine andere Sprache führen.

wir glauben, daß der Druck der Geburtsaristokratie leichter zu tragen sein würde, als der der Geldaristokratie? Wohl schwerlich. Der Rittergutsadel hat keine Steinkohlengruben, keine Eisenhämmer, keine Bergwerke, deren Erzeugnisse er durch Einfuhrverbote gegen die wohlfeileren und besseren Produkte des Auslandes schützen müßte, aber er hat Grundbesitz, dem er die Steuerbefreiung erhalten oder wieder erobern muß, dem er die verringerten oder entzogenen Privilegien wieder verschaffen muß. Erhaltung oder Wiedereinführung der Patrimonialgerichtsbarkeit und der gutherrlichen Polizeigewalt, Rückgängigmachung der agrarischen Gesetzgebung, systematische Repristination und Wiederherstellung des schönen patriarchalischen Verhältnisses, das durch Prügel erhalten wird, würden die wohlthätigen Folgen dieser Herrschaft sein.

Daß aber der Einfluß des Rittergutsadels in der reichsständischen Versammlung prädominiren würde, kann keinem Zweifel unterliegen, wenn man bedenkt, daß nach der Verordnung vom 22. Mai 1815, die Reichsstände aus den Provinzialständen

gewählt werden sollen. Also dieselbe Zusammensetzung, dasselbe Verhältniß der einzelnen Stände, also auch hier der Rittergutsadel in gleicher Stärke, wie die beiden andern Stände zusammengenommen. Und diese Folgerung ergiebt sich nicht bloß aus der Verordnung vom 22. Mai 1815, sondern sie ist eine Nothwendigkeit, welche in unsern Gesamtverhältnissen ihren Grund hat. Nur für eine solche Vertretung sind alle Präcedenzen in dem erhaltenen Rittergutsbesitze, in der freisländischen und provincialständischen Vertretung; nur der Abschluß fehlt. Aber auch nur dieser ist möglich, ein anderer gar nicht denkbar, wenn nicht vorher alle Grundlagen unserer jetzigen Verfassung über den Haufen geworfen werden. — Die Reichsstände würden also denselben Charakter haben, wie die Provinzialstände, aber sie würden ihn potenziren. Die Provinzialstände sind, wie wir gesehen haben, allerdings nicht ohne Einfluß, aber dieser war doch mehr moralisch, als materiell, er bestand doch mehr darin, daß sie gewissen Interessen einen Ausdruck gaben, als daß er ihnen ein unmittelbares Eingreifen gestattete. Die Provinzialstände waren doch nur eine

berathende Versammlung, die keine Autonome und keine Macht der Entscheidung hatte. — Nun denke man sich aber eine solche Versammlung mit wirklicher Macht ausgestattet, wie dies doch bei den Reichständen der Fall sein würde, man denke sich, daß eine aus solchen Elementen zusammengesetzte Versammlung, die Gesetze für uns machen, die Steuern vertheilen und deren Verwendung bestimmen würde! Schreckliche Aussicht, welche uns das Schicksal, die Wohlfahrt, das Vermögen einer Bevölkerung von 15 Millionen, der Habgier einer Schaar von 20,000 Privilegirten preisgegeben zeigt.

Wenn also gefragt würde, für wen würden die Reichstände sein, so kann die Antwort nur sein: für die Privilegirten. Das gesteht auch Herr v. Schön in seinem „Woher und Wohin?“ zu, wenn er auf die Frage, wer auf dem Preussischen Huldigungsländtage den Verfassungsantrag an den König gerichtet habe, die Antwort erhält: „Nicht eigenthum- und heimatlose Menschen, nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrausende Geister, die nur blindhin nach Neuerun-

gen haschen, sondern begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männer in grauen Haaren, stellten den Antrag, und zwar solche, die, wenn ihr Verlangen zur Anarchie oder Inloyalität hinführen könnte, dadurch mehr verlieren würden, als das regierende Haus zu befürchten haben dürfte. Dieß letztere kann jeder Zeit und unter allen Stürmen auf den Beistand anderer Souveraine rechnen; aber wenn ein wilder Sturm der Leidenschaften im Volke ausbricht, so werden stets diejenigen, welche als Begüterte unmittelbar vor dem Volke, und demselben am nächsten stehen (also nicht Volk sind!) vor Allen als Opfer fallen, ehe noch fremde Hülfe eintreffen kann. Solche Männer waren es, nicht Proletarier, sondern die ersten Notabilitäten des Landes u. s. w.

Also für die Begüterten, für die ersten Notabilitäten, für die Privilegirten! daher auch nicht für die allgemeine Freiheit. Also Ihr Alle, die Ihr dem Rufe der reichsständischen Verfassung nachgezogen seid, weil Ihr ihn für einen Ruf der Freiheit gehalten habt, gebt Eure Illusion

auf, und verläßt eine Fahne, die Euch zu einem Kampfe einladet, der nicht der Eure ist. Nicht in dieser Schlachtlinie ist Euer Platz, sondern in der gegenüberstehenden, nicht für die reichständische Verfassung, sondern gegen sie, ist die Parole des Freiheitkampfes.

Und Du armes Volk, Ihr eigenthum- und heimatlosen Menschen, Ihr Proletarier, hört Ihr es? Nicht für Euch ist die reichständische Verfassung, sondern für die, welche vor Euch stehen. Merkt Euch das, und schließet ihren Verlockungen Euer Ohr. Hört nicht auf sie, wenn sie mit glatten Worten zu Euch kommen und Euch sagen, daß dieser Kampf der Eure sei. Hört vielmehr auf Eure knurrenden Magen, seht auf Eure entblößten Leiber, Euer Elend, Eure Armuth und Eure schwieligen Hände. Doch für Euch sind unsere Ermahnungen überflüssig, denn Euch kümmert nicht die Politik, kümmern nicht die Verfassungsfragen. Ein richtiger Instinkt sagt Euch, daß hier nicht Eure Sache geführt werde.

Andeutungen
 zur
wissenschaftlichen Begründung
 der
Gymnastik,
 als freie Kunst. *)

. . . ἐνδαιμόνων δὲ καὶ ἰμερητὸς οὐτοῦ ἀνὴρ γίγνεται
 σοφοῖς,

ὅς ἂν χειροῖν ἢ ποδῶν ἀρετῇ κρατήσῃς
 τὰ μέγιστ' ἀίδεων ἔλῃ τόλμῃ τε καὶ οὐδύνῃ,
 καὶ ζῶων ἔτι νεκρὸν
 κατ' αἶσαν νῖον ἰδῇ τοχόεα σιγαίων Πυθίων.

Pindar.

*) Auch dieser Aufsatz war der Censur vorgelegt worden, hatte indeß mit Ausnahme einiger Stellen, das Imprimatur erhalten.



Vorwort.

Wenn man als den Zustand des Völkerglücks, nicht denjenigen anzusehen berechtigt ist, in welchem, nach dem bekannten väterlichen Ausdruck Heinrichs des Vierten, jeder sein Huhn im Topfe hat, sondern vielmehr den, in welchem sich der freie Mann nach seinem innersten Wesen bethätigen kann, so verdient gewiß diejenige Kunst eine große Beachtung, welche in sich die Thaten und Handlungen befaßt, zu denen nicht dieser oder jener durch höhere Gaben Bevorzugte, zu welcher der Genius sich aufschwingt, sondern die dem Menschen als solchen zukommen und ihn als frei, als vom Thron und von seiner Naturbestimmtheit wesentlich unterschätzen, erkennen lassen; alle diese Thaten aber umfaßt die Kunst der Gymnastik. Der Mensch, wie er

sieht und geht, der Mensch in allen seinen Bewegungen soll ein Freier sein, und als realer Geist soll er es nicht bei dem bloßen Willen und bei der Gefinnung, und wäre sie die beste, bewenden lassen, sondern er soll sie vollbringen, nicht ein bloßer Hörer des Wortes sein und es nutzlos in seinem Innern bewegen: als Mensch aber fällt sein ganzes Handeln, seine ganze Thätigkeit unter den Begriff der Kunst, und die alle Bewegungen der erscheinenden That regelnde Kunst ist die der Gymnastik, welche, wie sich aus unserer spätern Darstellung ergeben wird, im wesentlichsten Einklange mit der Musik steht, und mit ihr vereint, die gesammte Erziehung in sich begreift. *)

*) Daß es sich nämlich bei der Ausbildung des Leibes nicht um diesen bloß, sondern auch um die Seele handle, sagt schon hinlänglich Plato (Pol. 3, 400): »Also die, welche die Erziehung durch Musik und Gymnastik anordnen, meinen es damit nicht so, wie einige glauben, um nämlich durch die eine den Geist zu bilden und mit Hülfe der andern die Seele. Sie mögen wohl beide meistentheils der Seele wegen anordnen.« Eine andere Auffassung wäre mechanisch, oder eine thierische Abrich-

Redet man nur heutzutage von dem Turnwesen und von seiner Einordnung in das Ganze der Volkserziehung, wie dies unter Anderem H. Spiess gethan (Basel, 1842), so beschränkt man sich wohl auf die Auffassung der Sache, welche er in seinem Vorworte mit den folgenden Worten angiebt: „Es hat in neuester Zeit eine alte Ueberzeugung, daß ein Volk, wie auch der einzelne Mensch, seine Leiblichkeit mit Geist erziehe, daß das Wesen des Menschen, der Geist, auch in seiner äußeren Gestalt und Lebensäußerung sich unmittelbar offenbare, eine tiefere und verbreitete Anerkennung gefunden. Ja es hat diese Ueberzeugung bereits das sie begleitende Gefühl geweckt, diese Forderung in Gestalt und Leben zu bringen, es wächst im Volke die Sehnsucht in ein Verhältniß zu kommen, wo geistiges und leibliches Leben inniger vereint, gesunder und freier sich entwickeln können. Wir wollen dem Geiste

tung, und selbst beim Hunde und dem Pferde sollen ja die Seelenkräfte geweckt werden. Die Griechen sahen überall den Menschen.

den Leib, als sein freiestes Werkzeug ausbilden, zugleich mit ihm und für ihn, daß unser Leben aus vorherrschend geistiger Abgezogenheit sich geistiger einwohne im Leibe, daß es weniger vorschwebe und vorscheine, dafür aber bodenfester, gesunder und völliger wachse und gedeihe.“

Ziehen wir die Summe dieser Andeutungen, so lautet sie, der Turnunterricht soll einen gesunden Leib erziehen, den Leib, als das freieste Werkzeug des Geistes ausbilden; mit einem Worte, er wird als ein Werkzeug angesehen, neben welches man etwa auch andere stellen könnte, die nur weniger frei wären, und wir kommen nicht zum Begriff des Menschen: auch schließt der Verfasser unter Nr. 6 mit dem Abschnitt, das Turnen als Vorschule für den Wehrmann. So kommt hier weder die Kunst, noch die wesentliche Betthätigung freier Männlichkeit, noch die Erziehung des Menschen, in dem der Geist nicht drüber und sein Leib als ein Werkzeug höher steht, irgend in Betracht; und sind doch selbst die Musik und die theatralische Kunst, nach ihrer ganzen Erscheinungsform, der Gymnastik unterworfen. Den Leib und alle seine Organe an-

schauen, als frei und menschlich bewegte, darauf kommt es an, aber nicht auf die Ausbildung des Wehrmanns. Diese rein sanab'sche Betrachtung des Turnwesens lassen wir also als untergeordnet bei Seite; sie findet allerdings ihre Stelle in der auch der Gymnastik gehorchenden Medicin, d. h. in der Kunst des Arztes, und in der Diätetik, doch ist dieses nur ein kleiner Theil dieser das ganze Leben umfassenden Wissenschaft, wobei sich freilich die Bemerkung ausdrängt, daß selbst in den bewährtesten Erziehungslehren, wie in der von Beneke, die Gymnastik kaum dem Namen nach gekannt ist, und auch dann nur als Spiel und Zeitvertreib, zum Wechsel des strengen Unterrichts, angesehen wird; denn noch immer haben unsere Pädagogen alles andere mehr, als den Menschen vor Augen; die freie Persönlichkeit wird noch meist in den trockensten Kategorien begraben. *)

*) Auch die Erklärung von Schleiermacher (Grundriß der philosoph. Ethik, herausgegeben von Twisten, S. 74.): „Die Vernunftbildung aller in der menschlichen Natur angelegten Sinnesvermögen und Talente, ist

Glaubt man daher, wirklich etwas gethan zu haben, wenn man das Turnen in den Unterrichtsplan aufgenommen hat, so irrt man in doppelter Beziehung, man drängt eine Hauptsache in den

Gymnastik im weitesten Sinne," leidet man den Mangel, keine künstlerische zu sein, und wenn er sie auch in der Ethik aufstellt, so kann man doch nicht eine Sache hier als Vernunftbildung und in der Aesthetik wiederum als Kunstbildung betrachten, weil nichts mehr geeignet ist, die Dinge ihrer wahren Natur zu entfremden, als solche wissenschaftliche Abstraktionen, welche freilich die Menge auf wunderbare Weise blenden. Heute Moralist, morgen Künstler, Vormittags Philosoph irgend einer Schule, Nachmittags Theolog und dann auch wieder politisch-wissenschaftlicher Staatsmann, und jedesmal für dasselbe Ding einen andern, der Sache selbst meist ganz fremden Gesichtspunkt, das macht den Complexus der Wissenschaftlichkeit eines Mannes aus, während Wissen in der Kenntniß all dieser verschiedenen Gesichtspunkte und Anschauungsweisen besteht, und daraus besteht unsere so gepriesene deutsche Bildung! Ist es da noch zu verwundern, daß man zuerst an den Gelehrten es bestätigt sieht, daß sie zu dem wirklichen Geschäfte des Lebens nicht taugen, indem es ihnen an Einsicht in die gewöhnlichsten Sachen man-

engen Rahmen einer Nebensache, und man erreicht auch nicht das, was man bezweckt für den untergeordneten Standpunkt, nach dem alten Sage, daß jede verkannte und auf niedrige Stufe zurückgehaltene Kraft auf dieselbe nur einen zerstörenden Einfluß übt und üben kann, gerade wie unverständige Schiffer den Dionysos, den Gott, mit Stricken binden wollten, und dann plötzlich über seine Macht erschreckt, in den Wellen ihren Tod fanden, nur die solchem frevelhaften Beginnen wehrten, wurden von ihm errettet. So ergeht es denen, welche die Gymnastik, eine der göttlichen Mächte, zum Dienste der leiblichen Gesundheit, herabsetzen möchten und die bewährte Stimme erfahrener Aerzte überhören; sie richten Leib und Geist gleichmäßig zu Grunde, wo-

gest, und erscheint nicht dennoch eine Reform unseres Schul- und besonders unseres Universitätswesens als unerläßlich? Ebenso einleuchtend möchte es indeß sein, daß diese Umbildung nicht von den Ansichten der protestantischen Theologie aus, oder gar nach den Sätzen der Confordienformel bewirkt werden kann; meine Grundsätze darüber werde ich in meiner Pädagogik zu entwickeln versuchen.

bei es ein geringer Trost ist, daß es nur systematisch geschehe und daß man ja das beste des Leibes und der Jugend überhaupt bezwecke, da hier so wenig, wie andergwo Absicht fruchtet, sondern allein Einsicht. Die Wurzel all dieses Nebels jedoch liegt in der unglückseligen Trennung, welche man noch immer macht, zwischen Leib und Seele. Nun gibt es freilich noch der Leute genug, welche da meinen, von 7 — 1 arbeite man mit dem Geiste, damit habe der Leib nichts zu schaffen, dann turne man von 1 — 2, das gehe den Geist wiederum nichts an, sondern der erhole sich nun, und nach eingenommenem Mittagbrot setze sich der Geist um 2 Uhr wieder frisch an seine Arbeit; am Abend gehe der Körper nochmals spazieren und der Geist lege sich nun gestärkt ins Bett. *)

*) Wer an eine Einwirkung des Geistes auf den Leib irrend zweifeln könnte, denke an das Aussehen einer großen Anzahl von Geschäftsmännern und Gelehrten, sowie an die Bursche, welche fortgesetzten pietistischen Andachtsübungen unterworfen sind; sie werden zu jeder körperlichen Anstrengung untauglich, zumal da die

Auf dieser Ansicht beruht die Anwendung des Turnens in der Erziehung, wenn dasselbe, wie Spieß sagt, „mit erzieherischer Gründlichkeit“ in den Schulen betrieben werden soll; und nun kann man sich noch wundern, wenn so wenige Knaben und Jünglinge im Verhältniß zu der Schülerzahl an dem Turnunterricht Theil nehmen, oder sich nach dem eine Stunde von der Stadt entfernten Turnplatze begeben mögen: ihre gute Natur sorgte ihnen, daß beide Thätigkeiten einander aufheben und da sie die geistige Bildung mit Recht für die Hauptsache ansehen, verzichten sie auf die des Leibes, welchen sie sich auf diese Art kräftiger und gesunder erhalten, als durch den falsch geordneten Turnunterricht. Geist und Körper können nichts einseitig vornehmen, jede ihrer Thätigkeiten afficirt beide, und es mag auffallend klingen, aber es ist nichts desto weniger wahr, daß man selbst dem Geiste nach einem Spaziergange noch einige Ruhe gönnen müsse; eine Ruhe für beide findet der Mensch

Dienstübung derselben eine nicht gewöhnliche physische Kraft voraussetzt.

nur in dem stärkenden Schlaf, den nicht krankhafte Träume aufregen. Die Griechen haben deshalb weitläufige Kapitel über die Diät der Gymnasten geschrieben, und sie machten die richtige Unterscheidung nach Zeiten, daß man zu einer Zeit sich vorzugsweise der leiblichen, zu einer andern dagegen der geistigen Ausbildung hingab. Selbst von Pelopidas und Epaminondas erzählt uns ja Plutarch (Pol. cap. IV.) ὅτι τῷ γυμνάζεσθαι μᾶλλον ἔχαιρε *Heliopidas*, τῷ δὲ παιδάνειν *Epaminondas*, da sich Studium und körperliche Ausbildung nie in demselben auf gleiche Weise werden vereinigen lassen. Die Ausführung dieser Gedanken gehörte indeß in den Abschnitt der Gymnastik, welcher die Erziehung betrifft.

Diese Andeutungen werden genügen, um, wie der Titel dieses Aufsatzes besagt, die wissenschaftliche Begründung der gymnastischen Kunst vorzubereiten und ihr die Aufmerksamkeit der Pädagogen wieder zuzuwenden, wozu die folgenden Blätter, als eine weitere Aufforderung dienen möchten. Vielleicht erfüllt sich dann auch unter uns wieder einmal das Wort des Pindar, daß man nur den

Mann glücklich preisen soll, und daß er nur des Gesanges werth erscheint, welcher durch Muth und Kraft als Sieger in dem Kampfe erscheint, sobald wir nämlich nicht bloß wohl bezahlte Hoffchauspiele zur Belustigung und Anregung des Volkes erscheinen sehen, sondern wenn wiederum freie Männer es sich zur Ehre rechnen, mit dem olympischen Zweig sich bekränzt zu sehen, unter dem Jubelruf der Zuschauer, denn eine freie Kunst *) sezt

*) Die Künste im Dienste des Hofes sind niemals frei; selbst die Darstellung einer Tragödie wird zu einem fabricirten Hoffest, zu dem die Zuschauer eingeladen, und deßhalb schon in ihrem Urtheil befangen, oder an ihrem freien Ausdruck gehindert sind, deßhalb bleiben unsere Künste ohne eigentliche Schöpferkraft, welche nicht durch noch so glänzende Bestellungen und Aufträge erreicht wird. Man lese wie Costine in seinen Briefen *La Russie en 1839* darüber sehr treffend bemerkt, indem er einer *représentation en gala* im f. k. Hoftheater bewohnte (*Lettre 13me fin*) *cette solennité dramatique m'a fatigué sans m'éblouir en dépit des habits dorés des spectateurs . . . Les arts, disciplinés, comme ils le sont à Pétersbourg, produisent des intermèdes de commande, bons pour*

wesentlich einen freien Mann und ein freies Volk voraus.

amuser des soldats pendant les entr'actes des exercices militaires. C'est plus ou moins magnifique; c'est royal, impérial . . .; ce n'est pas amusant. Ici les acteurs s'enrichissent; ils ne s'inspirent pas: la richesse et l'élégance sont utiles aux talens: mais ce qui leur est indispensable, c'est le bon goût et la liberté d'esprit du public qui le juge.

Gymnastik.

Es könnte auffallend erscheinen, daß auf einer nur den Wissenschaften gewidmeten Anstalt *) ein Vortrag über Gymnastik von mir angekündigt worden ist, indeß wird sich dies Auffallende für den, welcher die Sache genauer ins Auge faßt, bald in eine Betrachtung entgegengesetzter Art verkehren, daß

*) Ich habe im Laufe dieses Sommers an der hiesigen Universität eine öffentliche Vorlesung über die Gymnastik gehalten, um sie nur erst wieder als höhere Wissenschaft ins Bewußtsein zurückzurufen und sie dem gewöhnlichen Kreise der akademischen Vorträge einzuordnen. Andere haben darüber aus philosophisch-antiquarischem Gesichtspunkte gehandelt; nach tieferer Auffassung wurzelt sie indeß in der philosophischen Betrachtung.

man sich nämlich wundern möchte, warum man bisher einen solchen Vortrag nicht gehalten habe, da die alten Weisen und die Philosophen, wie auch die Staatsmänner und die Lehrer der Jugend die gymnastische Ausbildung des Körpers für unerläßlich erklären, und uns viele Gedanken darüber im Einzelnen und Ganzen hinterlassen haben.

Es macht nämlich diese Kunst einen integrierenden Theil des Lebens der alten Völker in Europa, und wenn wir im Mittelalter das Turnier- und Ritterwesen mit Recht als stellvertretend dafür ansehen dürfen, so ist es um so auffallender, daß die neueste Zeitrichtung solche Uebungen gänzlich in den Hintergrund stellte, oder als des gebildeten Menschen und der Wissenschaft zumal unwürdig brandmarkte. Dieses Sublimiren des Menschen zu reinem Geist hat die verderblichsten Früchte getragen.

Die einzigen Reste jener Elemente eines ganzen Volks- und Zeitlebens in unseren Zuständen sind in den Uebungen des Soldatenstandes und in dem Studentenleben noch erhalten, und wenn man aus dem Gesichtspunkte des Fortschrittes einer gebildeten Nation der Rabulistik oder dem Kaufsoldwesen mit Recht

entgegengetreten ist, so darf man doch keineswegs das Wahre, was den genannten Uebungen überhaupt zu Grunde liegt, verbannen wollen; man bezweckte nur Reinigung, Läuterung, allein das Princip will man erhalten wissen, weil diesem in der That ein wahres und ein nothwendiges Lebenselement einwohnt.

Es ist ein sehr trivialer Satz, wenn ich sage, der Mensch besteht aus Leib und Seele; ein jeder Abeschüler lernt ihn; aber begriffen ist er nur von wenigen Geistern, und nach seinem ganzen Inhalt dargestellt nur von einer Nation, von der hellenischen; sie allein wußte eine vollkommene Harmonie zwischen Leib und Seele herzustellen, nur in Griechenland begegnen wir Menschen: daß indeß auch dort noch eine Laterne angezündet werden mußte, um einen Menschen zu suchen, zeigt, wie unendlich schwierig die Aufgabe ist, ein Mensch zu sein, und daß die meisten sich in dem Streben es zu werden sich nur verirrt oder nicht zum Ziele gelangten*).

*) Die Universitäten haben nun vorzugsweise die Aufgabe, Menschen zu bilden: was wären denn auch sonst Humanitätsstudien.

Denn theils opfert man der Seele und ihrem göttlichen Element; der Leib wird verachtet, man castet diesen selbst und tödtet ihn ab, um die Seele zu erretten, da man sie in den Banden des Lebens als begraben ansieht oder gar in den Klauen des Bösen sich befindend; nur von dem Leib gelöst, soll sie zu ihrer wahren und ursprünglichen Freiheit gelangen können: theils opfert man die unsterbliche Seele dem irdischen Genuß, der Augen- und Fleischeslust oder sie geht zu Grunde in dem elenden Bedürfniß, in dem Ringen des Armen um seine Existenz *). Wo also findest du einen Menschen, der wirklich bestehe aus Leib und aus Seele, und indem sie harmonisch in Eins fließen; wer fühlt nicht fortwährend mit Faust zwei Seelen in seiner Brust, die Eine, welche sich von dem Leib und allem Irdischen losreißen möchte, die Andere, welche ihn festhält am Boden, ihn mit demantenen Fesseln an den Leib kettet? Jene führt uns zum Aufgeben, zur Vernichtung alles Irdischen, diese macht uns

*) „Und als er das Volk sah, jammerte ihn sein.“

furchtsam und diese Furcht klammert sich zagend an die Sinnlichkeit.

Aber *degeneres animos timor arguit*, sagt der Dichter *); in jener Furcht erblicken wir eine Entartung des Menschen und nur der Furchtlose erscheint uns von göttlichem Geschlecht; und wiederum sagt ein Sprichwort: Gott hilft nur denen, die sich selber helfen **). Sonach stellt sich die erste Forderung an den Menschen so dar, daß er die Furcht zu überwinden habe ***), und so finden wir es auch angegeben als die erste Stufe für die Erziehung des Menschengeschlechts durch Gottes Hand.

Unter den verschiedenen Völkern aber treffen wir auf sehr viele verschiedene Richtungen, in welchen sie den Begriff der Menschheit zu realisiren streben; vorwiegend nur beobachten wir zwei derselben, einen größeren Hang, die Güter des Geistes zu erringen,

*) Virgil. A. IV. 13.

**) Franklin.

***) S. Göthe aus m. Leben, welcher die Anstrengungen schildert, die er zu diesem Entzwecke gemacht habe.

welcher den sogenannten metaphysischen Völkern eigen ist, oder eine stärkere Neigung nach den Gütern dieser Welt und nach ihrem Besitze überhaupt, die den Handelsvölkern und den kriegerischen Nationen zukommt, welche von den metaphysischen Völkern mit Veringschätzung denken, und sich blähen im Besiz des Mammons. Jedem Volke darin seine Eigenthümlichkeit! Und während wir sie unter den modernen Nationen etwa an dem Gegensatze der Deutschen, als den denkenden, dachtenden und träumenden Menschen, und der Engländer, als der weltherrschenden erkennen *), welche mit Stolz und

*) Ein Aufsatz in der Allg. N. Z. vom J. 1813 spricht sich darüber mit großem Ruhm für die stets kampfgewohnten Männer Albions also aus: „Auch diese physische und geistig-gesunde Verbtheit ist eine Eigenschaft, durch welche eine Nation in dieser Welt, wo mehr Dinge als Gedanken zu bestreiten sind, weit gelangt. Sie war den Römern eigenthümlich und ist auch ein Ertheil der Britten. Gene hatten ihre Freude an blutigen Spielen, an Faust- und Schwerdkampf, an Thiergefechten und Wagenrennen, und ließen diese Dinge täglich üben, um den kriegerischen Sinn ihrer welterobernden

Verachtung rufen, you german metaphysicians, ihr deutschen Träumer, dieweil sie von Eroberung zu Eroberung eilen, begegnen wir im Alterthum einem ähnlichen Gegensatz zwischen Griechenland und Rom,

Bürger und Soldaten in der nöthigen Härte und Rohheit zu erhalten. Die Engländer übertreffen sie darin beinahe noch; denn sie sind z. B. so große Freunde des Faustkampfes, daß derselbe nicht nur von ihren theatralischen Fechtern und besoldeten Sklaven, sondern auch von ihnen selbst und von den Edelsten geübt wird . . . Eine unzählige Menge halbbrechender Spiele (*sports*) werden in England geübt, und von den Schulmeistern in den Schulen, und von den Obrigkeiten in den Gemeinden eher gefördert als bloß geduldet, und zwar aus dem oft ausgesprochenen Grunde: *because it keeps up the strength and spirit of the nation*. In den großen Fechtsälen in London, wo die nackten Kämpfer auf einer Tribüne, die stets von Tausenden umgeben ist, erscheinen, überkommt einen oft die Illusion, man sei im alten Rom 2000 Jahre zurück zu Augustus Zeit . . . Der englischen Spiele, die Kraft und Geschicklichkeit erfordern und den Muth und Körper stählen, sind unzählige, und sie blühen noch in diesem Augenblick, wo im übrigen Europa eine dieser mittelalterlichen Künste

weichen und ein römischer Dichter trefflich geschildert hat, indem er sagt:

Andere gießen die Erz' als Athmende weicher gerundet,
 Glaub' ich wohl; sie entziehen seelenvollere Bildung
 dem Marmor;
 Fertiger kämpft vor dem Richter ihr Wort, und die
 Bahnen des Himmels

nach der anderen zu Grabe getragen wird, wo möglich noch mehr als zuvor. . . . Wir Deutschen, um nun auch von uns einmal in dieser Abhandlung über große Nationen zu reden, wir muscivenden, singenden Deutschen, wir schwärmenden, träumenden Enthusiasten, wir speculativen, begeisterten Philosophen und Denker (*von German metaphysicians*), wir philosophirenden Dichter und Dichterlinge: wir haben, wenn wir nicht selbst einmal in England gewesen sind, von allen diesen Dingen und ihrer Bedeutung keinen rechten Begriff. . . . Den tüchtigen Römern und den praktischen Engländern gegenüber haben wir wenig, was eine Nation in dieser Welt stark und groß macht. Wir haben gewissermaßen mehr von dem, was ein Volk in der andern Welt, wenn es da noch Völker giebt, groß macht."

Zeichnet genauer ihr Stab, und verkündiget Ster-
 nen den Aufgang:
 Du sollst, Römer, beherrschen des Erdreichs Völker
 mit Obmacht,
 (Dieß sein Künste für dich!) und Zucht anordnen
 des Friedens,
 Mild dem Ergebenen sein, und muth ihn kämpfen,
 den Trotzer.

Ich sagte indeß, daß die Parallele nicht durch-
 aus passe, denn wenn die Römer auch mit den
 Engländern Hand in Hand gehen *), so sind die

*) Wie sehr aber die englischen Körperübungen
 und heilsbrechenden Anstrengungen von der Orchestik
 der Griechen entfernt seien, und wie nur diese den Na-
 men einer Kunst verdiene und Kunstwerken den Ur-
 sprung geben konnte, wird in dem betreffenden Abschnitt
 gezeigt werden. Hier nur so viel, daß jene aller Schön-
 heit der Bewegungen und alles Ebenmaßes ermangelnde,
 höchstens grotesk sind. Rom und England aber, wollen
 in ihren Werken angeschaut werden, nur auf Roms
 Ruinen und in Albions Werften begreift man ihre
 weltherrschende Macht.

Deutschen keine Griechen, und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil sie den Geist und die Seele einseitig ausgebildet und dadurch die Harmonieen des Menschen aufgelöst haben; in Griechenland aber bestand dieser Einklang und wir erfreuen uns noch täglich der herrlichen Früchte desselben an den Werken seiner Kunst und der Wissenschaft, indem auch diese ihren reichen Antheil daran davontrug. Deshalb gestattet auch die Gymnastik, wie sich ergeben wird, eine wissenschaftliche Behandlung und deshalb durften wir aussprechen, daß das Ideal eines Menschen bis jetzt in der griechischen Menschheit sich am vollkommensten realisirt hat.

Um nun dies mit wenigen Worten hier voranzustellen, so theilt sich alles Studium bei den Griechen in die beiden Zweige der Musik und der Gymnastik *); jener fällt alle Geistesbildung, dieser der ganze Leib anheim, so daß auch die Medicin als ein Theil der Gymnastik erscheint; das wird sie sogleich in einem höheren Lichte zeigen: beide

*) Plat. Pol. 376 und 377 über die Priorität der Musik c. f. III. pg. 403.

aber entsprechen sich, wie Plato sagt, antistrophisch *). Der Musik nun ist bei demselben die Rechtskunde untergeordnet, wie die Heilkunst der Gymnastik und Plato schreibt der Musik die Kraft zu, die Seele so für das Rechte zu bilden, daß sie der Rechtskunde nicht ferner bedarf; der Musiker aber wird auf derselbigen Spur auch der Gymnastik nachgehen, und sie, wenn er nur will, auch so ergreifen, daß er der Heilkunst nicht anders bedürfen wird als etwa für einen Nothfall **).

Noch genauer schildert Aristoteles die Functionen der Gymnastik ***): die Gymnastik erkennt

*) S. die Bedeutung dieses Ausdrucks in meiner Einleitung in die Rhetorik des Aristoteles oder die Willensfreiheit im Staatsverbande, S. 30 ff.

**) Pol. III. 410. Die Stelle lautet in ihrem Zusammenhange: „Die Jünglinge nun werden sich offenbar scheuen, die Hülfe der Rechtskunde zu suchen, wenn sie sich an jene einfache Musik halten, von der wir sagten, daß sie Besonnenheit einflöße.“ Allerdings. — Wird nun nicht ganz auf derselbigen Spur der Musiker auch der Gymnastik nachgehen?“

***) Pol. IV. 1.

welche Art der Uebung diesem oder jenem Körper zuträglich sei, und welche Art die absolut beste, (denn dem durch Natur und Pflege am schönsten ausgestatteten Körper muß die beste gemäß sein), und welche Art für alle Körper im Durchschnitt die beste sei, denn auch dies ist Sache der Gymnastik. Ja selbst wenn jemand nicht gerade die gehörige Beschaffenheit für die Künste des Wettkampfes hätte, noch die vollständige Kenntniß darin zu erreichen, Verlangen trüge, so ist es nichts destoweniger Aufgabe des Pädotriben und des Gymnastikers, auch dieses Vermögen zu erschaffen *).

Daraus stellt sich uns schon zum Theil der Begriff der Gymnastik dar. Suchen wir uns weiter über ihren Zweck zu verständigen, zu welchem Ende ich an die Betrachtung des Individuums im Gegensatz der Masse anknüpfe **), und daran erinnere,

*) Gerade wie der Gesanglehrer bei weniger Stimmen, und jeder Lehrer bei mittelmäßigen Fähigkeiten es thut, sie bilden das Vorhandene.

**) Zur Veranschaulichung der Sache vergleiche man die Schilderung des Herodot über den Kriegszug des

wie durch den modernen massenhaft geführten Kampf im Kriege die Persönlichkeit zu Grunde gegangen ist, durch welches Gegengewicht vermag es der Staat, sie wiederherzustellen; denn, daß sie nothwendig erhalten werden muß, darf ich als bekannt hier voraussetzen.

Mißhandeln, sich Unrecht anthun, läßt sich nur der Slave, sagen die Alten, und so hat die Bildung einem jeden die Mittel an die Hand gegeben, wie er dem Slaventhume entgehe, nach dem bekannten Spruch *):

In deiner Brust ein Slave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

Perres, der allein hervorragte aus seinem Heere, im Gegensatz der persönlich hervortretenden Hellenen, welche als Männer auftreten, ihr Kampfspiel auch im Kriege nicht vergessen. Griechenland beginne noch den Spruch des Oedipus, die Geschichte des Menschen in seiner Mannheit.

*) Bei der Erziehung werden wir näher auf eine Stelle des Plato eingehen, Phaedrus: 258 — 59 wo es heißt, daß der Mann die *ἡδονὴν ἀρετῆς* zu lieben habe, selbst im Genuß soll er frei sein.

Dahin zielt von Seiten des Geistes die Dialektik, und von Seiten der That die Gymnastik: diesen Punkt, welcher ihre Grundlage bildet, haben wir zuerst zu betrachten.

Wir haben festgesetzt, daß der Mensch handelnd auftreten solle, daß er nicht berufen sei zum Nichtsthun, sondern daß er seine Gottähnlichkeit darin auch zu beweisen habe, daß bei ihm Wort und That Eins ist und nicht durch eine unübersteigliche Kluft auseinanderliegen, jeder ist nur das, was er thut, und wenn irgend etwas Hegel zu danken ist, so ist es die Schärfe, mit welcher er sich gegen Thatlosigkeit und gegen eine Gesinnung, die anders und besser als die That sein sollte, erklärt hat *); wer also denkt, muß dieß handelnd, oder mit der That beweisen. Es gibt nun unendlich viel solcher Heroen

*) Hegel Ph. des R. S. 124. Zusatz. — In magna voluntate est est hat den richtigen Sinn, daß man etwas Großes wollen solle, aber man muß auch das Große ausführen können, sonst ist es ein nichtiges Wollen. Die Vorheren des bloßen Willens sind trockene Blätter, die niemals ge grünet haben.

des bloßen Wollens, die ihr Vebelang rufen, wie jener Vogel Strauß in der Fabel, Seht nun werd' ich fliegen, und jetzt, und, — die niemals sich erheben können. Indessen erkennt die Ansicht der Alten, wie auch die wahre Ansicht der Menschen überhaupt dergleichen nicht an. Allerdings aber giebt es auf diesem Gebiete verführerische Sätze, und der bekannte Lutherische Satz: „die Geister lasset auf einander plagen, aber die Hände haltet stille,“ oder nun auf den Duell zurückzugehen, so haben manche dies zur christlichen Weltansicht erheben wollen. Ihren ersten Anknüpfungspunkt findet dieselbe freilich in der heiligen Schrift, woselbst es heißt in dem Briefe des Paulus an den Timo I. 4. 7. 8. *γυμνάζε σεαυτὸν πρὸς ἐνσέβειαν. Ἡ γὰρ σωματικὴ γυμνασία πρὸς ὀλίγον ἐστὶν ὠφέλιμος*, oder wie Luther diese Worte übersetzt: „Uebe dich selbst, aber in der Gottseligkeit, denn die leibliche Uebung ist wenig nütze.“ Nach dieser Ansicht überläßt man die Welt der weltlichen Obrigkeit, deren Regiment man unterthan ist, und denkt nur an das Heil seiner Seele: ein Egoismus wie er nicht weiter getrieben werden kann, und der alle geselligen Bande,

und natürlich auch den Staatsverband auflöst. Die nächste Consequenz dieser Weltansicht ist ein ganzliches Verzichtleisten auf ein diesseitiges Handeln, da man ja Schätze für den Himmel zu sammeln habe, die weder Motten noch Rost verzehren, und ein Wüstenleben, wie wir es in manchen Epochen der christlichen Krise wirklich ausgeführt finden, da die Welt des Teufels ist, und jede Verührung mit ihr den Menschen in Verührung mit dem Bösen bringt. Ihre höchste Spitze erreicht diese Resignation in denjenigen Mönchsorden, welche auf jedwede Aeußerung des innern Lebens, ja selbst auf den Gebrauch des Wortes verzichten, wie die Trappisten. Wir sehen darin die Folgen des mißverstandenen Satzes: neuer Wandel sei im Himmel, und eine bessere Lebensansicht hat daher jene krankhaften Erscheinungen zum Theil schon verdrängt.

Sobald man nämlich durch die Naturwissenschaft einsah, daß die Welt nicht des Teufels sei, sondern, wie es auch in der Schrift heißt, das Kind Gottes, und, daß er seine Werke darin niedergelegt, sobald ferner eine richtigere Einsicht in das Wesen des Staats dahin führte, die Thaten für die Mit-

menschen höher zu stellen als die leidige Sorge für die eigene Seeligkeit, gegen die Voltaire das bekannte Wort aussprach, was für eine Demuth die sei, welche auf alles Irdische verzichte, um den ersten Platz im Himmel zu erwerben, und sobald endlich sich die Schlassheit der Gesinnung an der Thatlosigkeit verrathen hatte, bekam auch alle menschliche That wieder eine höhere Würdigung, und man erkannte plötzlich, daß man sich durch ein Verzicht-leisten auf die Welt nicht bloß in leibliche, sondern in eine erdrückende geistige Knechtschaft begeben hatte, welche jene falschen Ansichten zum Vortheil weniger Weltklugen und Verschlagenen ausbeuten ließen: die Wissenschaften wurden wieder hergestellt und der gesunkene Geist des Alterthums fing an, wiederum Wurzel zu schlagen in den Gemüthern der wieder erwachenden Menschheit. Nun bemerkte man, wie es das erste Mittel der zu begründenden Tyrannei ist, die Handlung zu verhindern, die Menschen thatlos zu machen, und man erinnerte an Stellen der Historiker, welche beschreiben, wie man in einem eroberten Lande den Männern die Waffen abgenommen, sie von allen kriegerischen und männ-

lichen Uebungen entfernt, und sie durch Verweichlichung endlich zu willigen Werkzeugen der Knechtschaft gemacht habe *). Dagegen erhob sich jedoch überall, wo eine Kraft im Volke war, das freie Bewußtsein des Mannes und überall stellte ein freigewordener Staat auch diejenigen Waffenübungen und Körperübungen wieder her, welche dem Manne die Möglichkeit gaben, sich als frei zu betheiligen.

Wie nun das griechische Wesen auf der Anerkennung und der Hervorbildung der freien Individualität im Gegensatz der tyrannischen Waffenfähigkeit beruht, so haben auch die hellenischen Einrichtungen von jeher diesen Einfluß geübt auf die persönliche Freiheit, und galten daher schon bei den Juden als ein Abfall von Gott, deshalb wird im 1. Macc. 1, 12—15 gesagt: „Zur Zeit des Antiochus waren in Israel böse Leute, die hielten an bei dem Volk und sprachen: Laßt uns einen Bund machen mit den Heiden umher, und ihre Gottesdienste annehmen; denn wir

*) Am bekanntesten ist das Verfahren der Perser gegen Babylon, es giebt den allgemeinen Typus.

S. Herodot.

haben viel leiden müssen seit der Zeit, da wir uns wider die Heiden gesetzt haben. Diese Meinung gefiel ihnen wohl. Und wurden etliche vom Volk zum Könige gesandt; der befahl ihnen, heidnische Weise anzufangen. Da richteten sie zu Jerusalem heidnische Spielhäuser ein etc. Ebenso 2. Maccabäer cap. 4, v. 10. — Da solches der König willigte und Jason das Priesterthum krigte, gewöhnte er also bald seine Leute auf der Heiden Sitten . . . und tilgte die alten ehrlichen Gesetze ab, und richtete andere unehrliche Weise ein. Unter der Burg baute er ein Spielhaus, und verordnete, daß sich die stärksten jungen Gesellen darin üben mußten. Und das heidnische Wesen nahm also überhand etc.

Wo also die Volksbildung oder das Gesetz der Väter darauf hinausläuft, daß streng an dem Herkommen, an dem Buchstabenglauben festgehalten werde, daß man nicht näher an den überkommenen Formeln, welche allen die Seeligkeit verhießen, welche daran glauben, da tritt das griechische Wesen störend ein, indem es auf Heranbildung der freien Individualität hinzielt, indem es fordert, daß jeder selbst wisse, was er denkt, und den Grundsatz für

den Mann so fest halt, daß er sich handelnd bewähre; die Handlung soll aber darauf gehen, daß Inneres und Aeußeres in Uebereinstimmung gesetzt werde, daß ein anerkanntes Recht sich auch alsbald verwirkliche, und dadurch seine göttliche Kraft beweise.

Das Ideal solch einer selbstbewußten thatkräftigen Mannheit stellen uns nun die Griechen in den Gestalten vor Augen, welche sie mit dem auszeichnenden Namen der Heroen verherrlicht haben, die nicht, wie ich an einem anderen Orte *) an der Figur des Wallenstein nachgewiesen habe, sprechen,

„Rühn war das Wort, weil es die That nicht war, sondern bei denen Wort und That Eins ist, die groß sind, wie Aristoteles sagt, *ἔργον τε καὶ λόγος* **).

Wie nun die Gymnastik die That beherrsche oder regle, sehen wir leicht, wenn wir sie als

*) Pr. d. V. C.

**) S. darüber, Einführung in die Rhetorik, des Ar. S. . . und vergl. Plat. Pol. IV. 498.

ἀρτιαγογορ der Musik auffassen, und sehen wie die Gymnastik jede Bewegung regeln soll; stellt uns nämlich die Musik die Verhältnisse der Harmonie und des Rhythmus dar, so ist die Bewegung im Allgemeinen der gymnastischen Kunst unterworfen: daß diese aber in der That eine Kunst und nicht eine bloße Empirie ist, werden wir sogleich aus der Art erkennen, wie Plato dieselbe im Verhältniß zur Arzneikunde und zur Gesetzgebung auffaßte. In seinen Büchern von den Gesetzen *) will er den Beweis führen, daß das Gesetz überzeugend wirken müsse, gerade wie der kunstgebildete, nicht bloß empirische Arzt, der seine Kunst nicht an Sklaven, sondern an freien Leuten ausübe, wo er fragt: Welcher ist nun der bessere Arzt oder Turnlehrer, der, welcher durch Ueberzeugung zur Gesundheit führt, oder der, welcher mit dem Menschen verfährt, wie man mit einem Sklaven verfahren würde, ohne ihm einen Grund zu nennen? Natürlich entscheidet er sich für den Arzt und für den Gymnasten, der ein auf überzeugende Weise γυμναζωρ ist, und stellt dadurch die

*) IV. p. 720.

Gymnastik in die Reihe der freien Künste — da wir den Begriff der Kunst überhaupt nach griechischen Begriffen so fassen, daß sie die Gründe der Erscheinung erkennen lassen, und der anzuwendenden Mittel in Thätigkeit, während die bloße Erfahrungslehre diesen Grund nicht kenne *).

*) S. im Allg. Ar. Art. A. I., meine Einleitung u. S. D. Schleiermacher Aesthetik S. 87—88. wenn gleich, wie oft bei S., er vieles Nothwendige und gleichsam zufällig erfasst. Bei dieser Gelegenheit verdient wohl darauf hingewiesen zu werden, wie es geschehen ist, daß der berühmte Name Schleiermacher von so vielen Gebieten, selbst von dem der Theologie, durch energischeren Nachfolger so bald verdrängt werden konnte. Jedoch giebt die hier citirte Stelle schon einige Belege dafür, daß es geschehen mußte, weil sie, wie so Vieles was Schleiermacher geschrieben, nicht kräftig das Ganze wissenschaftlich erfasst, sondern Hauptsachen hier und dort anreicht, die Momente nicht aus dem Begriffe selbstständig entwickelt, sondern aufnimmt wie er sie gerade vorfindet. So sagt er (pg. 87.): Um dies noch von einer andern Seite zu erläutern, wollen wir ein Paar Kunstgebiete betrachten, welche in der allgemeinen Theilung von redenden und bildenden Künsten nicht

Hieraus ergibt sich uns vollständig der Begriff der Gymnastik, als derjenigen Kunst, welche bestimmt ist, alle Bewegung des Menschen zu regeln,

ursprünglich begriffen zu sein scheinen, nämlich die Musik und die Mimik. (Doch hören wir weiter; man traut seinen Augen nicht.) Das erstere als die Kunst der Töne haben wir schon durch eine Verallgemeinerung dem Ausdruck eingeordnet (heißt das philosophisch handeln, eine Kunst wie die Musik, durch Verallgemeinerung dem Ausdruck einordnen? aber man höre!) aber die Mimik in ihrem weitesten Sinne als die Kunst, die ihre Werke in der äußern Beweglichkeit der Menschen darstellt (ein trefflicher Ausdruck, diese Beweglichkeit!) scheint nicht darin begriffen zu sein. (Dies kleine genüge, wir müssen indeß der Vollständigkeit wegen den Satz zu Ende schreiben.) Fragen wir nun nach dem Ursprung desselben, so (man sollte meinen es folgte nun eine *urina*, ein innerer Grund) so ist es eine allgemeine Erfahrung daß in dem Menschen, wenn er sich in dem Zustande der Erregung befindet, Bewegungen entstehen (man beachte die Sprache „in dem Menschen entstehen Bewegungen“) als Zeichen und Zeugen seiner inneren Erregung selbst. (Das heißt den Ursprung begründen! Alles wird indeß übertreten durch den jetzt folgenden

und sie zu bewußten und freien zu machen, wechhalb sie den Menschen und die ganze Erscheinung seines irdischen Daseyns umfaßt *).

Sollen wir nun über den Werth der Gymnastik im Verhältniß zu den von Paulus genannten Ne-

Sag.) Unter diesen Bewegungen kann man auch die Töne unterordnen, welche auch nichts anderes als Bewegungen der Stimmwerkzeuge sind, obgleich man sie davon auch wieder unterscheidet“!! — doch genug. Es ist dann noch von „dem inneren Gedanken eines Bildes und seinem Umfange“ die Rede; aber genug! Nun vergleiche man in der angeführten Stelle des Aristoteles die Worte über Kunst und Erfahrung, und urtheile dann selbst. — So aber haben wir ein warnendes Beispiel eines Mannes von bedeutenden Gaben, der deshalb keinen höheren Namen erworben, weil er es vorzog die Dinge halb zu nennen und nicht mit der ganzen Sprache frei heraustrat; das thaten seine Nachfolger, die seine Bemühungen in den Schatten gestellt haben, denn sie sind aus einem Gusse und der mangelte Schleiermacher, er war kein *ἀνὴρ τετραγώνος*, welche allein dauernd zu nennen sind.

*) Definitionen der Gymnastik von andern gegeben, werden an den betreffenden Orten behandelt werden.

bungen und der Gottseligkeit und zu den Schätzen der Wissenschaften urtheilen, so müssen wir fragen, welchen Werth das Erdbdasein überhaupt für den Menschen habe, und welche Güter wir als die Güter des Lebens zu nennen haben.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,“ lautet ein bekannter und tausendmal wiederholter Spruch, dessen Wahrheit ich wohl hier voraussetzen darf, es giebt ein höheres und ein höchstes Gut *), welches allein dem Leben Werth giebt, es lebenswerth macht: der Mensch muß wirklich durch sein Denken etwas darstellen können, das ihn zugleich berechtigt zu leben, und des täglichen Brodes zu genießen, das ihn der Thierheit enthebt, und zum Menschen macht.

An dieses etwas, von seiner Gewinnung oder Erhaltung, wird er dann nicht scheuen, Gut und Blut zu setzen, er wird dieser, seiner Substanz, gern auch das Leben opfern. Welches wäre nun diese

*) Cf. *lic. de fin. bon. et mal.*

Substanz und diese Berechtigung seines Daseins? Wir sehen sie vielfach benannt: Dulce et decorum est pro patria mori, heißt es, und wie viele gingen für das Vaterland im Kampf gegen äußere Feinde willig in den Tod; desgleichen zu seiner inneren Erhaltung gegen die, welche seine Verfassung stürzen wollten *), oder wie sich Cato den Tod gab **). Sonst sehen wir den Vater und die Mutter für die Erhaltung der Kinder das Leben einsetzen, oder auch für Haus und Hof; genug, ein Gut ist's das uns das Leben lieben läßt. Romeo und Julie geben das Beispiel für die Coexistenz zweier Liebenden, so daß mit dem Tode des Einen auch der andere nur noch sterben mag ***).

*) Die Franzosen unterscheiden in dieser Beziehung richtig *courage militaire* von *courage civil*.

**) Vergl. darüber Hegels Logik in der Lehre von der Qualität.

**) Ueber die Ehre ist nachher noch ausführlicher zu handeln, besonders mit Beziehung auf den Zweikampf, in welchem das Leben für die Ehre eingesetzt wird.

Wenn dies nun im Einzelnen diesen oder jenen bestimmt, und individuelle Gründe selbst zum Selbstmorde treiben können, so kommt es uns darauf an, das allgemeine Gut zu finden, was bei allen Menschen die gleiche Anerkennung haben muß, oder die eigentliche Substanz des Menschen überhaupt, Plato giebt uns durch eine Stelle dazu die Anleitung *). Wie unterscheidet man, fragt Sokrates, den wahren Philosophen von dem, der es nicht ist? — er sagt *γαῖρ φιλόσοφός τε καὶ μή*, also die eigentlich philosophische Natur, diese, fährt er fort, läßt nichts Zuliberales zu, keine niedrige Gesinnung, *ἀνελευθερία*, denn Kleinlichkeit, *σμικρολογία*, unedles Wesen ist am meisten dem Geiste zuwider, welcher alles Göttliche und Menschliche auf immer in seiner Ganzheit umfassen will. Kann nun wohl ein solcher Adel der Gesinnung, *μεγαλοπρέπεια*, welche alle Zeiten überschaut und die ganze Wesenheit des menschlichen Lebens, für etwas Großes halten? — Unmöglich kann dies geschehen. Ebenso

*) Pol. VI. 486.

wenig wird sie den Tod fürchten; deshalb wird eine feige und niedrige (*ἀνελκύνθηρος*) Natur an der wahren Philosophie keinen Theil haben.

In diesen Worten ist uns ein Bild der Seele gezeichnet, welche in der *θεωρία παρὸς ἑατόρου καὶ πάσης νύκτας* lebt und welche von Plato als die höchste genannt wird; Anschauen der Gottheit und der Menschheit soll sie beschäftigen; sich selbst achtet sie dagegen gering und lebt nicht in der Eitelkeit, daß die Welt sich um sie bewege und für ihre Kleinlichen Wünsche vorhanden sei; der Tod erscheint ihr als *οὐ δεινόν*. Zu dessen Bestätigung brauche ich nur an den Tod des Sokrates zu erinnern, wie ihn uns Plato schildert.

Als das höchste Gut stellt sich so für den Menschen im Allgemeinen, daß er das Bewußtsein des Göttlichen, der Zeiten und der Menschheit in sich trage, und dadurch wirklich Mensch sei; nur mit dem ist er berechtigt zu leben, nur durch Bildung erwirbt er sich einen begründeten Anspruch auf menschliches Dasein. Wie wir indeß sehen, daß die christliche Weihe zwischen *fides spinalis* und *fides*

generalis einen Unterschied macht und zwischen articuli fundamentales und non fundamentales *) und wie sich der Jahrhunderte lang darüber geführte Kampf endlich dahin entschieden hat, daß die Seligkeit des Menschen d. h. sein ihm selbst empfindbarer und von Andern anzuerkennender nicht in irgend einem Glauben oder einer Manie, sondern in der Gesinnung bestehe, **) in dem von den Griechen so hoch gestellten *ηθος*, der ethischen Grundlage des Charakters, so wird hier keineswegs vorausgesetzt, daß alle Menschen sich zu charakteristischen Philosophen bilden sollen, denn den meisten mangelt schon die Fähigkeit, und die Kraft dazu; sondern es soll nur ein jeder zu dem Bewußtsein seines Menschseins kommen und sich in höherem oder niederem Grade als Mensch

*) Glaubenssätze die nicht wesentlich oder nicht durchaus erforderlich sind, zur Erlangung der Seligkeit.

**) Strauß, Dogmatik, I. p. 296. Daß diese Erklärung der Seligkeit eine sogenannte moderne ist, darüber siehe in der Einleitung zu Schl. S. 112.

darstellen, da die Gaben verschieden sind und nicht alle alles können. Dieses Bewußtsein zu erwecken, ist also Aufgabe aller Erziehung und ohne dieses hat das Leben keinen Werth; der Mensch sinkt sonst zu einer elenden Maschine herab, und wo dieser Menschenwerth nicht anerkannt wird, ist Tod als *ὁ δεινός τε* zu betrachten; wer sein Dasein ohne dasselbe hinschleppen kann in den Dunst der Tage, ist ein *ἀνελκυστός*, ein Sklav und ein Knecht *); unter den deutschen Dichtern war Schiller am meisten von dieser erhabenen Anschauung der Menschenwürde durchdrungen und seine Poesie ist nur ein Ausdruck derselben geworden, unter den deutschen Philosophen hat die edle Natur Riches diese Seite am nachdrücklichsten hervorgehoben; seine Reden an die

*) Nimmt man die übrigen Stellen des Paulus in diesem Sinne, so hat er zuerst vollkommen recht für seine Position, d. h. für die Uebungen der Gottseligkeit; wie er aber in Bezug auf das Somatische unreehter Ansicht folge, werden wir sogleich sehen.

deutsche Nation sind deshalb eines unserer theuersten Besizthümer. *)

Das so bestimmte Bewußtsein, macht also den Menschen; aber es kommt nun darauf an, daß er sich auch als solcher durch die That beweise, **) denn Gesinnung, die nicht zur That fortgehen kann, ist ein hohles Wesen, eine taube Ruß und eine klingende Schelle, das Göttliche soll zur Erscheinung kommen, sich darstellen.

Dies führt uns zu dem weiteren Punkte, zu der Betrachtung der Güter des Lebens, nach der von den Griechen angegebenen Reihenfolge. Zur näheren Erläuterung dieses äußerst wichtigen Punktes, welcher einer der unterscheidenden Punkte des antiken und modernen Lebens ist, müssen wir aber zuerst in die Betrachtung dessen eingehen, was die Alten überhaupt Glückseligkeit genannt haben, wenn wir einmal in das Wort Seligkeit das Höchste

*) S. die Stellen in Scheidler, über das deutsche Studentenleben. Jena 1842.

**) Bergl. daselbst, über die That, p. 6. die Verse von Rückert.

zusammenfassen, was der Mensch in diesem; oder jenem Leben zu erreichen im Stande ist, daraus wird sich denn schließlich der Werth der Gymnastik ergeben, und wir werden sehen, wie sie aus dem andern Leben so gänzlich entschwinden könne; aber eben so sehr wird uns eine richtige Einsicht, die Nothwendigkeit ihrer Wiederherstellung darlegen.

Als das erste Gut stellt sich uns nun dar, die Gesundheit, die sich sogleich als eine doppelte zeigt als die Gesundheit des Leibes, τὸ ὑγιαίνειν, und die der Seele τὸ σωφρονεῖν, nach dieser Richtung hin spaltet sich nothwendig die Erziehung in eine doppelte, in die des Geistes durch Musik, und die des Lebens, durch Gymnastik. *) Beides ist etwas näher zu betrachten, damit wir über unsere Musik eine vorläufige Uebersicht gewinnen.

Mens sana in corpore sano, lautet der alte Spruch, und um dem Geiste seine Ehre zu geben, ihn als den Herrschenden zu erkennen, müssen wir zuerst seine Gesundheit bestimmen. Hierbei kann

*) Plato Legg.

ich mich nicht auf die Lehren über das Gesundwerden durch den bloßen Glauben einlassen und über die Auslese, welche derselbe fordert, um wahrhaft stark zu sein, da wir davon ausgingen, daß wir es mit dem Menschen zu thun haben, nicht mit einem Zerrbilde desselben oder einem Phantom, das nur in jener Welt sein Leben führt, und so sagen wir mit den Hellenen, die Gesundheit des Geistes liege in dem ruhigen Bewußtsein seiner selbst, in dem Urtheil der Bescheidenheit und in der wahren Ehre des Menschen, welche in sich das Göttliche erkennt, oder wie es in einer klassischen Stelle darüber lautet: Jedermann meint, er halte seine Seele in Ehren, und doch thut es in der That kaum Einer. Denn die Ehre ist ein göttliches Gut, und nichts Schlechtes oder Böses kann der Ehre werth sein . . . Jeder sollte sie nächst den Göttern in höchster Ehre halten . . . und Schande bringt es der Seele, wenn einer das Leben schlechterdings für ein Gut hält . . . *)

*) Plato Legg. V.

Diese Gesundheit der Seele und ihre wahre Ehre sind nur die Frucht philosophischer Betrachtung, so wie der auf Erkenntniß, auf *γνώσις* gegründeten Tugend: wollen wir aber die dies alles auffassende Wissenschaft mit Einem Namen nennen, so nennen wir sie Musik, als die objektive Darstellung der Harmonie des Weltalls, unter dessen ewigen Gesetzen sich auch der Mensch entwickelt und bewegt. *) Fassen wir ihn jedoch subjektiv und fordern von ihm, daß er sich wirklich als Mensch darstelle, so lehrt ihn dieß die Gymnastik, welche alle seine Bewegungen unter die Regel der Schönheit und der Kunst, oder des Menschlichen stellt, ihn in jeden derselben sondert von der bewußtlosen und willenlosen Natur. **)

*) S. das Weitere, die Darstellung des Verhältnisses, der Gymnastik zur Musik.

**) Um hier nochmals an Schleiermacher zu erinnern, so faßt er das Verhältniß der Musik — welche einen Theil der Gymnastik bildet, also für sie genommen werden kann, indem Schleiermacher von dieser nicht besonders handelt — und der Musik auf höchst sonderbare Weise (Siehe pag. 156 u. 157).

Wenn es daher für den Menschen das Höchste ist, die göttliche Harmonie in sich darzustellen, so werden wir die Stufenleiter der Seelen, welche Plato im Phädrus entwirft, gerechtfertigt finden, weil er sie so ordnet, daß wer am wenigsten davon verwirklicht, die niedrigste Stufe einnimmt. Wer von göttlichen Dingen am meisten geschaut hat, wird ein Freund der Weisheit und des Schönen, und dient den Mufen; ihr folgt ein verfassungsmäßiger König, dann ein Staatsmann, der ein Hauswesen regiert, der vierte ist ein Freund ausbildender Leibesübungen, und der sich mit der Heilung des Körpers beschäftigen wird, darauf folgen

Wie herrlich drückt sich dagegen der Dichter, in den folgenden Versen aus: Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt, ist schwer zu sagen, ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächtiger Geisteskraft und so regt er sich gebend, sich als Knabe schon verkündend künftigen Muster alles Schönen, dem die ewigen Melodien durch die Glieder sich bewegen; und so werdet ihr ihn hören, und so werdet ihr ihn sehen zu einzigster Bewunderung.

Goethe. Faust, 2r. Theil, Akt 3.

die andern Seelen, bis zu der am tiefften stehenden neunten, welcher ein harmonisches Leben fehlt; die Seele des Gymnasten aber macht den Uebergang zu denen, welche die Subjectivität darstellen bis zu der Stufe derselben, welche als eine absolut böse zu bezeichnen ist, nämlich zu der des harmonischen Eigenwillens, welcher nichts Objectes nachgiebt, sondern der alle festen und göttlichen Bestimmungen auflöst in seiner subjectiven Willkühr.*)

Hiernach haben wir die Stufe des Gymnasten weiter im Begriff zu bestimmen, und wie ferner er den Menschen herausbildet, aber unter der Herrschaft des Allgemeinen, des Guten und zu seiner Darstellung.

J. A. Mäcker.

*) S. Hegels, Philosophie des Rechts.

Denkschrift über die Organisation der preussischen Verwaltung und deren Mängel. *)

Von Grävell.

Recht sehr gern, mein verehrter Freund, entspreche ich Ihrem Wunsche. Indessen hält es schwer, zu bestimmen, worüber ich mich eigentlich

*) Da die folgende noch ungedruckte Denkschrift bereits vor 20 Jahren geschrieben ist, so läßt sich allerdings voraussetzen, daß sie die gegenwärtigen Verhältnisse nicht mehr trifft, und wir dürfen daher nur ein historisches Interesse für sie in Anspruch nehmen. Da sie immer Gelegenheit zu interessanten Vergleichen gibt und dadurch eine Beziehung zur Gegenwart gewinnt, so erscheint ihre Mittheilung in einer Zeitschrift wohl gerechtfertigt.

zu verbreiten habe, um Ihnen zu genügen, da Sie mir weder den Umfang der Aufgabe der Commission, noch die Art und Weise, wie dieselbe solche lösen soll, gemeldet haben. Ersparungen allein werden dem Uebel, das jetzt schon so fühlbar geworden ist, und mit jedem Jahre drückender wird, nicht abhelfen. Es giebt bei uns noch schlimmere Dinge, als die Finanznoth, als z. B. unter vielen andern:

- a) der eingerissene ungeheure Nepotismus, der Krebsartig um sich frisst,
- b) das Ministerregiment, nämlich der Despotismus und die Uneinträchtigkeit der einzelnen Ministerien;
- c) die schlechte Justizverwaltung, (nicht Gesetzgebung oder Organisation, die leidlich sind, sondern die Justizpflege), die so viele Seufzer andrückt.

Uebrigens hängt in dem Staatsorganismus Alles so genau zusammen, daß es nicht möglich ist, in einer Partie eine bedeutende Veränderung vorzunehmen, ohne zugleich in andern Partien die Bedingungen einzuführen, auf denen jene beruht. So

3. B. würde es mir ein Räthsel bleiben, wie es möglich zu machen wäre, die Finanzen auf einen besseren Fuß zu bringen, ohne zugleich wenigstens

1) durch die ganze Monarchie Provinzialstände einzuführen;

2) im Finanzministerium

a) einen thätigern und eingreifenderen Finanzminister zu ernennen und

b) das gesammte Staatsschuldenwesen demselben ebenfalls unterzuordnen, dessen abgesonderte Verwaltung:

c) der Einheit der Uebersicht und der Verwaltung der Finanzen des Staats im Wege steht, und

β) Veranlassung giebt zu Negociationen, wie deren bisher getrieben werden sind, die den Principien der Staatswirtschaft schnurstracks entgegenlaufen und das Volk auf die Länge doch nicht täuschen; endlich

γ) die Staatsfonds vereinzeln und ihnen theilweis eine unangemessene Bestimmung geben;

3) dem Kabinette des Königs eine ganz andere

Einrichtung, und der Generalkontrolle eine ganz andere Stellung zu geben.

Durch die Ernennung des Herrn v. Pottum und des Herrn v. Ladenberg auf ihre jetzigen Plätze ist sehr viel gewonnen. Obgleich ich beide gar nicht persönlich kenne, so habe ich von beiden doch die Ueberzeugung, daß sie nicht bloß die Einsichten und den redlichen Willen, sondern auch die Energie besitzen, ihren wahrlich schweren Beruf zu erfüllen. Bleibt indessen ihre Stellung, wie sie anjetzt ist, so müssen ihre Anstrengungen vergeblich sein. Eben das gilt von Herrn Kabinetörath Albrecht. So wie jetzt das Kabinet eingerichtet ist, müssen

- a) die Kabinetöräthe der Arbeit unterliegen, und die wichtigeren Sachen entweder liegen bleiben oder über's Knie gebrochen werden,
- b) fehlt es den Kabinetöräthen an dem nöthigen Ansehen und Range im Staate, um ihrer Aufgabe zu genügen.

In einem Staate ohne Nationalrepräsentation, wo die Minister allein dem Regenten verantwortlich sind, muß das Kabinet nothwendig die höchste Verwaltungsinanz im Lande seyn. Dies war die

Idee des Staatskanzleramtes, die nur darum in der Ausführung verfehlt wurde, weil

- α) daraus eine Zwischeninstanz zwischen dem Regenten und dem Ministerium gemacht wurde, da doch das letztere dem ersteren, dem sein Kabinet nur a consiliis zur Seite steht, unmittelbar untergeben sein muß;
- β) daß der Staatskanzler zu viel übernahm, und leisten wollte, was eine einzige Person nicht zu leisten vermag.

Die Einrichtung des Kabinetts im benachbarten Sachsen ist ungleich musterhafter. Unmaßgeblich würde ich der Meinung sein, daß unser Kabinet folgende Einrichtung erhielt:

A. Fürst Wittgenstein, Graf Pottum und Hr. Albrecht würden zu Kabinetministern ernannt und bildeten ein Vortragskollegium, in welchem jedoch der König allein ein Votum decisivum hat. Die Geschäfte würden departementmäßig unter ihnen vertheilt, so daß der erstere die Haus- und auswärtigen, der zweite alle Verwaltungs- und Etats-, der dritte die Justiz- und Gnadensachen vorzutragen hätte.

B. Die Kabinettsminister allein haben den Vortrag beim Könige und sind ihm für die richtige Expedition seiner Befehle verantwortlich. Sie lassen aber

- a) alle Expeditionen der Kabinettsbefehle, die sie nicht sogleich selbst aufsetzen wollen, so wie
- b) die Aktenauszüge bei denjenigen Sachen, wobei Akten zu extrahiren sind, um dem Könige einen zuverlässigen Vortrag zu machen, allemal schriftlich,

durch den, oder höchstens durch die beiden Kabinettsräthe ausarbeiten, die ihnen zur Hülfe zugeordnet sind.

C. Unmittelbar unter dem Kabinette stehen alle Centralbehörden, die dem Staatskanzler subordinirt waren, namentlich auch die Generalkontrolle und die Oberrechnungskammer. Diese beiden sind jedoch, nachdem von der ersteren die General-Staats-Buchhalterei getrennt und dem Finanzministerium überwiesen worden, gänzlich mit einander zu verschmelzen, da aus ihrer Trennung nur Hemmungen und Weitläufigkeiten in den Verrichtungen beider erwachsen.

Gerade die materielle Prüfung der Rechnungen ist das Feld der zuverlässigsten Information für die Generalkontrolle und für die Beurtheilung der Etats. Unsere Generalstats bedürfen einer großen Umgestaltung, um an Uebersichtlichkeit und Zuverlässigkeit zu leisten, was davon zu verlangen ist. Zu dem Ende müssen sie:

- a) nach einem Principe, und zwar nach dem der Bruttoverwaltung und der doppelten Buchhaltung angelegt werden, um bei jedem Titel sich sogleich zu orientiren;
- b) müssen Posten, die zwar bisher verschiedene Benennungen geführt haben, aber auf einerlei Fundament beruhen, zusammengezogen werden;
- c) muß Staats-, Provinzial- und Communal-Verwaltung viel genauer als bisher, gesondert werden.

Ihre schon unternommenen Arbeiten haben hierzu einen sehr zweckmäßigen Anfang gemacht. Nach dieser Einleitung komme ich der Sache näher. Die Ursachen, warum die mehrmaligen Versuche zur Verbesserung der Finanzen bisher immer gescheitert sind, dürften vornämlich folgende seyn.

A. Schon bei der Aufstellung, wie viel mehr bei der Ausführung der Principien berücksichtigte man die persönlichen Interessen, die davon berührt und verletzt wurden. Auf diese Weise kann man nie zu durchgreifenden Maßregeln kommen. Es ist durchaus nothwendig, daß

- 1) die Grundsätze selbst mit Unbefangenheit und ohne Anwendung auf den Status personalem quo aufgestellt und vom Könige sanctionirt werden, und daß erst alsdann
- 2) einer besonderen, aus wenigen, aber kräftigen und in wenig Verbindungen stehenden, Männern zusammengesetzten Commission die Ausführung übertragen wird.
- 3) Man fing bisher immer von unten an, ersparen zu wollen, da man doch, des Beispiels und der Folgen wegen, allemal von oben anfangen muß.
- 4) Man hielt sich nicht fest an dem Principe der Gerechtigkeit, und konnte deswegen Einwendungen und Beschwerden nicht ohne Härte zurückweisen. Es muß aber Grundsatz seyn, daß

- a) keinem Individuum von seinem rechtmäßig erlangten Range und Einkommen etwas entzogen werden dürfe, wohingegen kein Staatsbeamter sich entbrechen kann, mit Beibehaltung derselben einstweilen auf einer niedrigeren Stufe ein Amt zu verwalten, wenn die anderweitige Organisation der Staatsbehörden seine jetzige Stelle überflüssig macht.
- b) Nichts desto weniger sind die aufgestellten Grundsätze und darnach gebildeten Etats sogleich zur Ausführung zu bringen, indem
 - a) die einstweiligen persönlichen Mehrbezüge besonders anzuweisen und zu verrechnen sind, auch
 - ß) alle diejenigen Beamten, die durch Alter oder Krankheit unfähig geworden, oder ihrer Brauchbarkeit ungeachtet durch Begünstigung zu ihrem Posten gelangt, und aus unzeitigem Mitleiden durchgeschleppt worden sind, auf Pension gesetzt werden. Es giebt deren eine große Menge! Es dürfte ein Hauptgeschäft der Ausführungskommission seyn, nachdem sie in Berlin erst aufgeräumt hat, von Provinz zu Provinz zu gehen. Denn auf die Berichte der Präsidien

ist kein Verlaß, da sie sich selbst tadeln müssen, nicht früher gesprochen zu haben.

B. Durch Ersparungen kann zwar nach meiner Meinung sehr viel erübrigt werden, allein die Noth wird dadurch allein nicht gehoben werden. Es ist sowohl die Menge dessen, was das Land aufbringen muß, als besonders die Art der Aufbringung, welche höchst drückend sind. Ich trage kein Bedenken, unser jetziges Steuersystem für durchaus schlecht zu erklären. Es ist aus Ländern entlehnt, die ganz andere Verhältnisse darbieten, als bei uns obwalten; es beruht zum Theil auf Prämissen einer Theorie, deren Unwahrheit die Erfahrung sattsam erprobt hat, z. B. daß der Producent die Steuer vom Consumenten wieder einbringen könne, oder daß die Begünstigung des Fabrikwesens den Wohlstand befördere; es ist im höchsten Grade ungerecht, da es die größte Steuerlast auf die Schultern des Mittelstandes und der Armuth wirft, die Reichen aber schont; es ist veraterischer und der Moralität verderblicher, als die Accise jemals gewesen ist. Lassen Sie uns die einzelnen Steuern durchgehen!

I. Gegen die Grundabgaben ist an sich nichts zu erinnern, sondern nur gegen die Erhebungsart, indem

- a) wenn die Getreidepreise sich fortgesetzt ändern, das Verhältniß der Abgaben zum Grundkapitale immer mehr alterirt werden wird;
- b) es Zeit und Kosten verschwendet, daß eine Menge von Grundabgaben unter mancherlei Namen erhoben werden, die insgesammt in zwei Rubriken fallen, je nachdem sie entweder Grundsteuern oder Domanalgefälle sind;
- c) schadet die Ungewißheit über die künftige Ansicht der Grundsteuern, dem freien Verkehr mit den Grundstücken ungemein. Der Staat spreche einmal gesetzlich den Grundsatz aus: daß alle von ihm jetzt bezogene Grundabgaben unab löbliche Staatsrente sei, und daß von jetzt an das unbewegliche Vermögen nur als Theil des gesammten Nationalvermögens nach dem Grundsatz der gleichen Steuervertheilung zur Steuer angezogen werden solle.

II. Der Zoll und die Verbrauchssteuer sind ebenfalls an sich gut; aber durch den Tarif schlecht

geworden, dessen Höhe der Contrebande immer mehr Gelegenheit giebt, sich zu befestigen, und dessen Ungleichheit zum Theil der verwerflichen Begünstigung mancher Fabrikationen zuzuschreiben ist.

III. Die Tranksteuern sind gleichfalls an sich gut, wie auch die Tabaksteuer. Die letztere ist jedoch viel zu hoch, und, gleich wie die Branntweinsteuer dadurch der Urproduktion ungemein schädlich, daß sie beide, vermöge ihrer Erhebungsart, den kleinen Betrieb dieser Produktionen unmöglich machen, und daß sie rein aus dem Gesichtspunkte der Fabrikation, nicht aber als Mittel der Bodenbenutzung betrachtet worden sind. Den meisten Landwirthen war die Brennerei nur um des Viehfutters wegen wichtig; und was die Nationalwirthschaft durch das Aufhören dieser Futterquelle verloren hat, ist viel wichtiger, als was die Finanzwirthschaft dadurch gewonnen hat.

IV. Die Mahl- und Schlachtsteuer ist unter aller Kritik, im höchsten Grade veratorisch, der Moralität verderblich, und die Wohlhabenden begünstigend.

V. Die Klassensteuer ist ungleich, willkürlich und durch ihren Betrag vorzüglich drückend.

VI. Unsere Gewerbesteuer beruht auf gar keinem Principe, und ist die Ungleichheit selbst, wie sie denn größtentheils eine zweifache Besteuerung desselben Objekts mit sich führt, und einen bedeutenden Theil des Verlagskapitals verzehrt.

VII. Unser Stempelgesetz, mit Ausnahme des Erbschafts- und einiger Luxusstempel, hat gar kein Fundament, ist die Ungleichheit selbst und behindert den Verkehr und die Rechtsgewährung, die des Staates Pflicht ist, außerordentlich.

Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich mich hier darüber verbreiten soll, wie unser Steuersystem besser einzurichten wäre. Die Grundideen dazu habe ich überdem in meinem Buche über die Grundsteuer und in drei ausführlichen Recensionen im Hermes niedergelegt, nämlich

im Jahrgange 1820. IV. Stück über Benzenbergs

Kataster,

„ „ 1822. III. Stück über v. Kremers
Steuerwesen,

im Jahrgange 1823. I. Stück über v. Jakobs Finanzwissenschaft.

C. Die zu machenden Ersparungen dürfen nicht unmittelbar in Zahlen gesucht werden, sondern vielmehr in der Einziehung überflüssiger Behörden und Stellen. Es wird daher nur

I. bei einigen der höheren Staatsbedienungen auf Gehaltsverminderung abgesehen sein, deren übergroßer Gehalt allerdings zum Luxus Veranlassung giebt. Die mittleren und niederen Posten zu beschneiden, dürfte in der Regel mehr Schaden, als Vortheil bringen. Jedoch sind im Forst-, Bergwerk-, Post- und Gesteinwesen, wohl überall, nicht bloß durch Einziehung von Stellen, sondern besonders durch Gehaltsherabsetzungen, ansehnliche Ersparnisse zu machen. Das Meiste indessen

II. wird durch Vereinfachung des Staatsorganismus und durch Abschaffung unnützer Posten zu erübrigen sein. Denn

- 1) es giebt bei uns eine große Menge vornehmer und gut dotirter Stellen, die nur der Parade wegen, nicht des eigentlichen Staatsdienstes wegen vorhanden zu sein scheinen;

2) es sind insonderheit die Ministerien viel zu sehr mit Arbeiten überladen, so daß

- a) ein großer Theil wenig beschäftigt ist, oder
- b) um nicht müßig zu sein, erst Geschäfte macht, woher es kommt, daß die Ministerien von den Funktionen der Provinzialbehörden viel zu viel an sich gezogen haben, und diese zu sehr am Gängelbände führen, auch die Geschäfte der Mittelbehörden unnöthigerweise vervielfacht werden. Der Wirkungskreis jeder Behörde muß gesetzlich bestimmt sein, und alsdann keiner beeinträchtigt werden.

3) Durch Gewohnheit und Schlendrian bestehen noch Stellen ohne Nutzen.

Hiernach die einzelnen Zweige der Verwaltung durchgegangen ergibt sich

a) im Allgemeinen, daß

- α) Alle Sekretair- und Expedientenstellen bei den Ministerien und Collegien, mit Ausnahme einer einzigen, überflüssig sind; und bloß bei den Justizbehörden sind einige Aktuarien zu den eigentlichen Aktuariatsgeschäften erforderlich. Materielle Verfügungen

sind von den Rätthen gleich in extenso aufzusetzen und in der Regel per copiam decreti abzulassen; zu den formellen sind gedruckte Formulare vorrätbig zu halten.

- β) Die Zahl der Oberpräsidien auf 5 und der Provinzen mit ihren Behörden auf 15 zu beschränken, kann keine Schwierigkeit haben. Die ersteren ganz abzuschaffen, halte ich nicht für rathsam; aber ihr Wirkungskreis sollte sein, daß sie Commissarii perpetui des Staatsministeriums zur Aufsichtsführung in ihrem Sprengel und zur Leitung der Provinzialverwaltung nach den gegebenen Generalbestimmungen wären. Im Einzelnen wird

b) bei der Justiz

- a) schon jetzt die Aufhebung der Oberlandesgerichte zu Cölin, Halberstadt und Elberfeld geschehen können, wie denn auch für Schlesien zwei Oberlandesgerichte hinreichend sind.
- β) Wenn vom Geh.-Obertribunal, das überlastet ist, die Zollsachen und die Sachen wegen Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse

abgenommen, und an den Revisionshof gewiesen würden, dessen Mitglieder fast nichts zu thun haben, brauchte jenes nicht mit neuen Rätthen vermehrt zu werden.

c) bei der Administration können gespart werden:

α) sicher ein Viertel der Ministerialrätthe;

β) alle Chefpräsidenten der Regierungen, zumal wenn die sonst auch schon wünschenswerthe Trennung der beiden Abtheilungen vor sich ginge. Ein Präsident über beide Direktoren nußt gar nichts, wie das 5jährige Beispiel der hiesigen Regierung ergiebt.

γ) Wenn die Fundirung der Staatsschulden mit der Domainenverwaltung geschieht verbunden würde; so würde

a) die ganze kostspielige und antiökonomische Domainenverwaltungspartie ganz cessiren, und dennoch

b) die Domainen weder verschleudert, noch der Werth derselben und der Ertrag davon dem Staatsvermögen verloren gehen, wie jetzt. Dies ist so einfach, daß es ein Wunder ist, wie man nicht daran gedacht hat.

- d) bei den Instituten für die geistige Bildung ist
 - α) die Akademie der Wissenschaften zweckwidrig und sogar schädlich geworden; und
 - β) die Universität Berlin kann, nach dem Halle und Greifswalde zum Staat gekommen sind, ganz eingehen, womit zugleich ein Heerd von politischen Umtrieben zerstört wird, die, wenn sie auch an sich nichts zu halten haben, doch die Gemüther beunruhigen.
- e) beim Militär wird
 - α) durch Wiedereinführung der Regimentsquartiermeister und Abschaffung der Intendanturen, so wie
 - β) durch die innigere Vereinigung der Landwehr mit der Linie, die ohnehin so dringend nöthig ist, schon bedeutend erspart werden.
 - γ) Die Aufhebung des Servis, mit Entschädigung der jetzigen Empfänger auch Erhöhung der Subaltern-Gage, nebst der Verminderung der Friedenerationen, ist nicht zu übersehen.
 - δ) Alle Gouverneurstellen in unbefestigten Orten, nicht minder alle General-Kommandos können ohne allen Nachtheil eingehen. Die

Divisionärs können unmittelbar unter dem Kriegsminister stehen, und einige Generale von der Armee dürfen nur jährlich zur Abnahme der Musterungen der verschiedenen Truppentheile kommandirt werden. Die Zahl der Generalität wird circa auf die Hälfte gebracht werden können.

- e) Der Generalstab wird im Frieden wohl um zwei Drittel, und die Adjutantur um ein Viertel vermindert werden können.
- f) Bei der Infanterie sind beim Regimente nur 4 Stabsoffiziere nöthig.
- g) Die Schwäche der Kavallerie-Regimenter und Schwadronen ist oft schon gerügt worden, bei deren Verstärkung eine bedeutende Zahl von Stabsoffizieren und Rittmeistern zu erübrigen ist. Noch sind
- h) die Garnisonveränderungen und Offizierreisen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Dies wäre es, was ich fürs erste Ihnen zu melden hätte, und wovon ich wünsche, daß nur ein

Theilchen der Bea ng werth gefunden werden möge. Gern werde ich Ihnen auf speciellere Veranlassung mehr schreiben.

Merseburg, den 28. Juni 1823.

Ihr aufrichtiger Freund

Grävell.

Ueber Sentimentalität.

Die meisten reichen Leute verstehen es nicht, reich zu sein *comme il faut*. Und doch ist mir das nur ein armer Wicht von einem reichen Manne, der ohne seine Thaler nicht gehen und stehen kann, der sein Gold auch dann nöthig hat, wenn er sich eine kleine Gemüthsbewegung machen will, der überall mit dem Gewicht seines Geldsackes auftreten muß, um Anderen und sich selber recht nobel vorzukommen. Er fühlt sich stets im Gegensatz zur Armuth, und da es seinem Reichthum an Raffinement, an Reflexion mangelt, so steht er sich gar der Gefahr ausgesetzt, beim Anblick des Elends einen unbequemen Abscheu, oder Stolz oder Ekel zu empfinden.

Jener Reiche hatt' es heraus, mit Anstand reich zu sein und sich dabei wegen seines Reichthums keine Gewissensbisse zu machen. Er ging einmal in der Weihnacht spazieren. Da kam er vor einer armseligen Hütte vorbei, und er ward neugierig zu sehen, ob denn arme Leute auch das Recht hatten sich zu freuen: durch einen Spalt in dem Laden erblickte er einen schwachen Greis und ein Paar halbnackte Knaben, welche einen Sandhaufen mit Rienstäbchen schmückten, dem Herrn ein Freudenfeuer anzuzünden. Schon griff der reiche Mann nach seiner Börse, schon näherte er sich der Thür und wollte den Armen eine Weihnachtsfreude machen; doch ein eigenthümliches Gefühl der Achtung hielt ihn zurück, es schien ihm eine Entweihung, die Freuden der Armuth mit seinem Golde zu stören: er schlich sich leise davon. Was will man denn, sagte er bei sich, als er nach Hause ging. Das Glück ist in jederlei Gestalt zu finden, nur ein zufriedenes Herz und kein Palast gehört dazu: jene guten Armen haben wenig Sorgen, denn sie haben wenig Bedürfnisse: es wäre wahrlich recht schlecht von mir gewesen, sie in dem ruhigen Geleise

ihrer Bedürfnislosigkeit zu stören und ihnen durch ein Geschenk die Gier nach glänzenden Gütern einzulösen. Achten wir die Armuth: mischen wir uns nicht in ihre Freuden, die wir nicht verstehen.

Dieser reiche Mann war sentimental, sehr sentimental. Die Sentimentalität fühlt sich unbehaglich, wenn sie einen kräftigen Gegensatz im Leben anerkennen soll, bestimmte Schranken bringen sie auf: und so kommt sie denn am Ende dahin, durch ein leichtes Raisonement entweder die Unterschiede zu läugnen, oder vor den Kämpfen des Lebens sich dumpf und faul in sich zurückzuziehen. Zener sentimentale Reiche redet sich ein, am Ende ständen Reichthum und Armuth einander gleich, beide seien nur verschiedene Formen desselben Inhalts, nothwendige Gegensätze: er sei mit seinem Reichthum eben so schlimm daran, wie der Arme mit seiner Armuth; — und so weiß er sich mit sophistischer Gemüthlichkeit die fürchterlichen Thatfachen des Lebens mild und weich zu machen.

Die Sentimentalität ist ein Mittel Ding zwischen Rohheit und Bildung, zwischen Instinkt und Denken, zwischen Egoismus und Menschenliebe. Das

unbefangene und rohe Individuum, nur mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, fühlt die Gegensätze und Widersprüche des Lebens nicht, wenigstens sucht es sie nicht denkend zu ergründen. Der Denker begreift jene Widersprüche, aber er schließt keinen sentimentalen Waffenstillstand, nein, er kämpft, vernichtet.

Der rohe Reiche, — dessen Lebensbewußtsein unzertrennlich ist, — schüttet wohl, wenn er die Armuth sieht und bei sich das Unglück dieser Leute überdenkt, seine Goldbörse zu den Füßen des Armen aus. Und dies Schenken ist zwar immer eine Entehrung: denn wagt man es nicht, einen Menschen, der auch in Lumpen unseres Gleichen ist, und ein gleiches Recht auf Lebensglück hat, wie einen bellenden Hund abzufüttern und ihm gnädig zu erlauben, daß er einen Tag länger lebe. Aber das Geschenk ist doch zugleich ein Zugeständniß: es ist gleichsam der Bußpfennig, den man in den Gotteskasten wirft, die Sünde des Reichthums zu sühnen: es sind die Zinsen vom Capital, welches man durch Gewalt an sich gerissen. Der Reiche gesteht hiermit unwillkürlich ein, daß die Armuth

ein unnatürlicher Zustand sei: freilich reflectirt er nicht und er glaubt alles gethan zu haben, wenn er ein Paar Thaler dem Elenden zugeworfen.

Der Denker dagegen würde nicht verfehlen, sich die ganze Furchtbarkeit des Gegensatzes zwischen einem ausschließlichen Reichthum, einer selbstsüchtigen Geldaristokratie und einer hungernden Armuth zu Gemüthe zu führen. Hier Glanz, egoistische Selbstzufriedenheit und keine Spur von dem Bewußtsein, daß ich nur dann einer menschlichen Freude genieße, wenn ich sie in Gemeinschaft und ohne Beeinträchtigung eines Anderen genieße: dort Elend, bewußtlose Genügsamkeit und keine Spur von dem Gedanken, welches Recht man auf jegliches Glück, jeglichen Leibes- und Geistesgenuß habe. Versuch' es einmal, jenen sentimentalischen Reichen an den Abgrund des Elends zu führen, aus welchem und die Seufzer der Hungernden, das Angstgestöhn der Ausfähigen, die Flüche der Verzweifelnden entgegenschallen, male ihm einmal eines jener Gesichter, welches, durch Entbehrung entmenslicht, nur noch einen stummen Haß, einen wortlosen Ingrimm mit sich herumträgt: wage es,

ihm zu sagen, daß all diesem Elende nicht abgeholfen werden könne, bevor nicht der Egoismus des Reichthums gestraft, der Privatbesitz zerstört und somit die Ungleichheit des Besizes von der Erde verschwunden sei: was für ein Gesicht wird dir dann der Sentimentale machen! Außer sich über deine Uebertreibung, wird er dich schelten, daß du Alles zu crass ausmalest, Alles mit Vergrößerungsgläsern siehest — ob er denn nicht ein Recht auf seinen Besiz und auf sein Glück habe: ob du anerkannte Rechte, auf denen alle Ordnung, alle bestehenden Zustände beruhten, angreifen wollest. Und wenn du ihn dann fragst, ob das auch eine Ordnung sei, wenn Tausende prasteten und Millionen darbtten: ob das Recht sei, bestehende Zustände dem Glücke der Menschen ängstlich vorzuziehen: so wirst du ihn vielleicht rühren: jener wird sich nach Hause schleichen und weinen, um so bald wie möglich, was ihn so unangenehm afficirt hat, zu vergessen.

Ja, die Sentimentalität ist großer Nührung, sogar der Verzweiflung, wahnsinnigen Tobens fähig: aber höher bringt sie es nicht: der Sentimentale

wälzt sich an der Erde, statt sich auf seinen Feind zu stürzen: er geht wie auf Eiern, statt der Schlange, die ihn sticht, den Kopf zu zertreten: er kann jammern, doch überwinden kann er nicht.

Ach! was für rührende Trauer-, Schau- und Lustspiele hat man uns nicht schon aufgetischt: wie vielen Romanen ist es nicht gelungen, eine Fülle von Thränen hervorzulocken. Da ist ein gefühlvoller Jüngling, aber er hat das Unglück von Adel zu sein: da ist ein reizendes Mädchen, zwar ein Engel und werth, unter Gottes Heerschaaren ein ewiges Halleluja dem Herrn Zebaoth zu singen; aber sie hat das Unglück von niedriger Herkunft zu sein: auf der Landstraße verlebte sie ihre ersten Jahre: unter Zigeunern und Seiltänzern hat sie sich umhertreiben müssen. Er liebt sie; und sie empfindet für ihn eine grenzenlose, mit Achtung gemischte Zuneigung. Aber die beiden Gemüther sind zu rein, als daß ihre christliche Unschuld in den heißen Kämpfen der Liebe gefährdet wäre: sie möchten sich heirathen: doch wie soll das Wasser mit dem Feuer zusammenkommen? wie paßt der rohe Thon zu dem blinkenden Golde? wie darf die bescheidene

Gänseblume zum stolzen Palmbaum emporblicken? Da giebt es Thränen und feurige Dual, da giebt es Flüche auf das Vorurtheil und auf die kalte Welt. Und der sentimentale Dichter weiß nur zwei Auswege. Entweder bringen sich beide Liebende ums Leben: oder was findet sich endlich? Sie ist ein geraubtes Grafenkind, und die Hochzeit geht vor sich.

Und was hat uns der Dichter gelehrt? Er hat der Gesellschaft geflucht, und doch war er zu schwach, ihre Gesetze verachten zu lassen. Er fühlte die Unvernunft in den Vorurtheilen der Welt, und doch mußte er ihnen nachgeben. Lieber Unwahrscheinlichkeiten auf Unwahrscheinlichkeiten gehäuft, lieber alle möglichen Unmöglichkeiten glaublich gemacht, als die eine einzige Möglichkeit angenommen, daß das Vorurtheil besiegt, daß ihm wenigstens getroßt werden könne. Das heißt auch sentimental! Gestobt, geflucht, aus der Haut gefahren über Zustände und Einrichtungen, zerstoßen, zerquetscht von den Widersprüchen der Welt, aber kraftlos, um sie zu überwinden und auf einen neuen Zustand hinarbeiten.

Wenn ein rührender Roman einen „edlen Armen“ schildert, wenn er uns erst recht verwundert gemacht hat, daß es auch im Elend gute Charaktere giebt, so verfehlt er meistens nicht, den Armen zuletzt zu Reichtum gelangen zu lassen. Sind wir aber nun mit dem Elende fertig und versöhnt? Weil ein edler Armer wohlhabend geworden, existirt die Armuth nicht mehr? Für den Sentimentalen nicht: sein weiches Gemüth ist alsobald bereit, sich auf gleiche Weise das Schicksal aller lieben armen Leute auszumalen. Oder wenn das nicht geht, so stellt er einen ehrlichen armen Tölpel vor sich hin und läßt ihn folgende emphatische Rede halten: „Ich brauche Ihre Reichtümer nicht: mit ein Paar Bissen Brod im Magen und mit meinen Liedern in der Kehle bin ich ganz glücklich.“ Ja wohl, fährt der Sentimentale fort, die armen Leute sind selbst schuld, wenn sie sich unglücklich fühlen.

Es giebt eine gewisse sentimentale Genialität, die sich damit begnügt, eine große Meinung von sich zu haben, die aber nie dazu kommt, diese Meinung zu rechtfertigen. Ich fühle, sagt solch ein Genie, den Muth Alexanders, die Kraft Casars,

die Weisheit des Spinoza, die Kunst des Raphael in mir: ich möchte die Welt mit meinen Thaten erfüllen, ich möchte die Menschheit durch meine Werke begeistern. — Bringst du nun aber diesem Genie Pinsel und Farben, so wird er dir erklären, seine Ideen seien viel zu hoch und allumfassend, um mit Strichen dargestellt zu werden: er wird auf die menschliche Schwäche schimpfen, daß er seine Idee nicht so mit Einem Male sichtbar machen könne. Bringst du ihm Tinte und Feder, so wird er außer sich sein darüber, daß man solcher elenden Werkzeuge bedürfe, um der Menschheit seine Gedanken mitzutheilen: ihm sei es unmöglich zu schreiben: seine Gedanken seien gewaltiger als das Wort, sie würden matt und schwach, wenn die Feder sie theile und mit schneckenartiger Langsamkeit aufs Papier bringe. — Diese Genialität fühlt sich am Ende gar unglücklich, daß es überhaupt Menschen giebt: weil sie sich in der Unbestimmtheit herumtreibe, ist ihr jede Bestimmtheit verhaßt. Sie will nichts lesen, und die Gedanken sollen ihr zufliegen, sie will nichts lernen; denn sie ist von vornherein über Alles hinaus. Wenigstens ist ihr

Nichts recht. Entwickelt sich die Knospe zur Rose, so meint sie, es sei doch schade um jene, sie habe so reizend unschuldig ausgesehen, entblättert sich die Rose, so stimmt sie eine Elegie darüber an, daß alle Schönheit vergänglich sei.

Indem also diese Sentimentalität scheinbar alle Schranken haßt, kann sie doch über keine Schranke hinaus, denn auch das Zerstören wäre ihr ja eine zu bestimmte Thätigkeit. Ihre allgemeine Unzufriedenheit zeigt sich daher im Einzelnen als Zufriedenheit mit Allem. Ach mein Gott, sagt sie, warum denn den armen Verbrecher hinrichten? Hat denn der gute Mensch nicht auch das Recht zu leben? Und so wird die Sentimentalität überall, wo eine Vernichtung nöthig ist, oppenheimen, sie wird stets einen gemüthlichen Grund suchen, um der Zerstörung Einhalt zu thun.

Es soll eine alterthümliche Kirche umgerissen werden, damit an ihre Stelle ein bequemes Familienhaus komme. Vandalen, sagt der Sentimentale, vermögt ihr so wenig den Geist vergangener Zeiten zu schätzen? Das Denkmal der Kunst opfert

ihr der rohen Nützlichkeit auf? — Es frieren zwar hundert Arme und sehnen sich nach Schutz, aber man muß doch die Ueberreste vergangener Zeiten ehren.

Der Kritiker untersucht die religiösen Erzählungen des Christenthums, er betrachtet das Wesen der Religion überhaupt: er behauptet, daß jene Erzählungen unhistorisch, daß dieses Wesen ein beschränktes sei: er will die Menschen zu Atheisten machen, weil sie erst dann frei seien. Was thut der Sentimentale? Ohne sich genau auf die einzelnen Untersuchungen des Kritikers einzulassen, meint er, es seien doch recht hohe Gedanken im Christenthum, recht herzergreifende Erzählungen fanden sich in den Evangelien. Und indem er sich so in eine gewisse Begeisterung hineinzuschwafeln weiß, malt er sich bald ein Charakterbild des Messias aus, spricht er von der einfachen Würde, der schlagenden Beredsamkeit des Herrn, ist er über den Zimmermannsohn ganz entzückt, der, die verkörperte Weisheit und Milde, umhergezogen sei zu den Krüppeln und Armen. Bald hält er uns einige Verse aus den Evangelien entgegen. Bald weiß

er sich in eine mystische Liebe zur Mutter Maria, in eine empfindungsreiche Betrachtung der Wunden, in einen romantisch-wollüstigen Schmerz über die Leiden des Herrn hineinzubegeistern. Und solche Herrlichkeit soll untergehen, fragt er uns dann ganz empört: an solch ewige Weisheit will sich der beschränkte Menscheng Geist wagen?

Diese sentimentalischen Schwärmer sind es vor Allem, welche, heutzutage das Christenthum zu halten, sich berufen glauben. Sie sind nicht mehr die echten Gläubigen, aber aus Haß gegen eine bestimmte, zerstörende Kritik haben sie sich eine gemüthliche Religion zurecht gemacht und ihren romantischen Ideen angepaßt. Sie haben sich einen interessanten Christus geschaffen, an dessen Persönlichkeit nun allerhand hohe Gefühle anzuknüpfen gehen: sie haben sich ein geistreiches Christenthum zusammengesucht, um, wenn sie sich Christen nennen, recht groß zu thun und sich selber interessant vorzukommen.

Die Sentimentalen sind die größten Hindernisse des Fortschrittes. Denn wie der Fortschritt,

der vollständige Fortschritt nur möglich ist, wenn eine eben so vollständige Aufhebung des Alten vor sich gegangen, so kommt das sentimentale Bewußtsein immer, um seine rührende Anhänglichkeit an das Alte auszusprechen, um eine Versöhnung zwischen ihm und dem Neuen zu versuchen. Man hat sich ja so lange in den alten Zuständen wohl gefühlt: warum die große Menge aus einer schönen Ruhe aufwecken, warum die Rechte so Vielen verletzen? Zumal da man ja doch nie sicher sein kann, ob man was Besseres erreichen wird. Gibt es im Grunde ein schöneres Verhältniß, als das zwischen dem Könige und seinem Volke? Hier der unaufhörliche Eifer für das Wohl des Ganzen, die Liebe zu vertrauensvollen Unterthanen, der Stolz, von Millionen geachtet, verehrt zu werden. Dort eine allgemeine und rührende Anhänglichkeit, wie der Kinder zu ihrem Vater, die Ueberzeugung, sicher unter einer wohlwollenden Regierung schlafen zu können. Gibt es, fragt der Sentimentale begeistert, gibt es ein reineres Verhältniß? Und das wollt ihr trüben? Laßt ab von dem verbrecherischen Wahne, ein echtes und gutes

Volk je von der Treue abwendig machen zu können.

Hat nun der Sentimentale auf der andern Seite auch eine gewisse Ahnung vom Volksrecht; gefällt er sich in den Redensarten, es sei doch gut, wenn die Staatsfachen öffentlich betrieben würden, daß das Volk von ihnen erfahre; so wird er in seinem Streben, kein Recht zu verlegen, nichts Altes vergehen zu lassen, eine ganz eigene Verfassung machen: das ist die constitutionelle.

Wir sehen, die Sentimentalität ist eine starke und herrschende Macht: wir sehen aber auch, daß wir nicht eher frei werden können, als bis wir uns von ihr frei gemacht haben. Der Sentimentale hat einen zitternden Blick, eine erregte Vorstellung, während der freie Mann kalt und fest sein muß: der Sentimentale sieht nur auf sich und auf Persönlichkeiten, während der freie Mann nur die Sachen und die Zustände im Auge hat. So ist der Sentimentale außer sich, daß in Revolutionen Blut fließt, er bedauert Ludwig XVI., weil er im Grunde ein sehr guter Mensch gewesen sei:

die historische Nothwendigkeit ist ihm ein unbekanntes grausames, abstraktes Wesen. Der Sentimentale will einen Fortschritt ohne Rechts- und Gesetzverletzung, einen Fortschritt auf der Grundlage des Bestehenden: der freie Mann aber sieht ein, daß ein echter Fortschritt sich auch gegen verjährte Rechte, gegen drückende Gesetze, gegen das Bestehende richtet.

Die Deutschen sind ein sentimentales Volk. Es gehört schon viel dazu, um sie aus ihrer Ruhe aufzuschrecken: sie vertrauen gar zu sehr und es ist ihre Gewohnheit geworden, nur den lieben Gott walten zu lassen: sie bestreben sich gar zu sehr, den Kindlein gleich zu werden, denen das Himmelreich ist. Und wenn sie einmal in Wallung kommen, so ist das entweder nur gegen einen äußeren Feind, gegen die drückenden Tyrannenbande des Franzmannes, und für die angestammte Herrschaft des traditionellen Fürsten, oder für die schöne Redensart der deutschen Einheit, oder für das Rheinlied, oder für den Dombau.

Werden die Deutschen einmal die Sentimentalität abwerfen, welche sie für die Häßlichkeit ihrer

Geliebten blind macht? Werden sie endlich einmal klar blicken und einsehen lernen, wo ihre Freunde, wo ihre Feinde sind?

E. Bauer.

Blick auf den Anstoß und die Richtung der deutschen Bewegung.

Wer sich des Zustandes erinnert, in welchem sich noch vor wenig Jahren, während der letzten Regierungszeit Friedrich Wilhelm III. die deutsche Presse befand, wird sich entsinnen, wie ängstlich damals das Vorhandensein von Parteien in Preußen in Abrede gestellt wurde.

Es waren zwar schon damals Symptome genug sichtbar, welche dem Kundigen die Existenz derselben bewiesen, es gab schon damals ein politisches Wochenblatt und die evangelische Kirchenzeitung, der historischen Schule standen die Hegelianer kampfantbrannt gegenüber, und dann und wann flammte die Lohc, welche sich in der Wissenschaft entzündete,

auch in die größere Oeffentlichkeit, in das Leben der Nation hinüber, aber alles dies bewog die Bürokraten und ihre Anhänger noch nicht, hierin den Anfang eines Parteilebens zu sehen, welches den Geist der Zeit in sich aufzunehmen und dadurch den Staat neu zu beleben, trachtete; es sind Schulen und Koterien, sagten sie, die sich bekämpfen, und deren Streitigkeiten, wie alle literarische Klopfschtereien, vorübergehen, ohne eine tiefe Spur in dem Leben der Nation zurückzulassen. Wir Deutschen, fuhren diese klugen Leute fort, bedürfen überhaupt dieses verderblichen Parteikampfes, wie er in Frankreich und England zum Unheil des Staates geführt wird, gar nicht, wir schreiten ruhig und gemächlich fort, indem wir es unserer Regierung überlassen, den Anstoß zum Fortschreiten zu geben, sie muß es am besten wissen, was dem Volke fehlt, und dieses vertraut ihr, weil es weiß, daß sie es gut mit ihm meint. Daher besteht bei uns eine Einigkeit zwischen Fürst und Volk, wie nirgends, und beide befinden sich wohl dabei. Wir lassen uns nicht durch „hohle Theorien“ blenden, sondern halten uns an die Praxis,

wir übereilen uns nicht und kommen deshalb um so sicherer zum Ziel.

So sprachen diese Neunmalweisen damals, in den zwanziger, in den dreißiger Jahren, ja selbst noch 1840! Und jetzt? O wie ist diese praktische Weisheit zu Schanden geworden, wie hat sie es abermals bewiesen, daß sie nichts aus der Geschichte gelernt, nicht einmal den einfachen Satz, daß es zur Praxis einer Theorie bedarf, daß diese nur die Consequenz, die Erfüllung der Theorie ist, und daß der Staat, dieses stolze Gebäude der menschlichen Vernunft, gar nicht existiren kann, ohne der Ausdruck einer Theorie zu sein, und daß er selbst noch in seinem schlechtesten und schwankendsten Zustande wenigstens die Reste einer theoretischen Bildung in sich trägt.

Diese Blinden mit sehenden Augen, sie erkannten nicht, daß sie selbst ein solcher Rest waren, der verbraucht wurde, so lange die Zeit, die Theilnahmlosigkeit der Menschen dieß eben zuließ, daß sie aber aufhören mußten, zu existiren, sobald die Keime, welche die Zukunft vorbereiteten, fest genug Wurzel geschlagen hatten, die träge Kruste des

Indifferentismus, welche sie bis dahin am Wachsthum gehindert hatte, zu durchbrechen. Jetzt müssen sie es erleben, daß der Parteigeist, eben weil sie ihn so lange niedergehalten haben, so mächtig auflodert, wie nie, daß er mit Flammenschnelligkeit sich des ganzen Staates bemächtigt und diesen in einen Strudel von Verwirrung reißt, aus dem er nur mit der größten Anstrengung sich wird retten können. Dieser bescheidene Anfang, dieser schwache Keim der Wissenschaft, wie ist er emporgeschossen, wie durchdringt und spaltet er alle Geister, zu welcher Opposition, zu welcher Kraftäusserung, zu welchen Thaten hat er nicht schon geführt, und doch ist seine Entwicklung noch nicht — drei Jahr alt. Wahrlich, Preußen hat es gezeigt, daß es seine Restaurationszeit gut anzuwenden gewußt hat. Preußen ist ein noch jugendlicher Staat, der jüngste unter den europäischen Großmächten, und daher noch im vollen Besiz seiner Kräfte. Er ist nicht wie England durch die Tradition seiner Vergangenheit, durch den starren Formalismus seiner Geschichte und nicht wie Frankreich durch die Furcht vor der noch nicht zu ihrem Rechte gekommenen,

nur zurückgedrängten und daher immer wieder heranstürmenden Revolution gehemmt, er kann sich freudig und sorglos jedem Fortschritt, jeder Förderung der Zeit überlassen, jede freiere Entwicklung findet in ihm ihren fruchtbaren Boden, denn er kennt keine andern Rechte als die der Vernunft. Er ist selbst das Produkt der Vernunft, einer nothwendigen Idee *), die sich endlich, nachdem die Geschichte oft dazu angeseht hatte, durch Friedrich d. G. realisirte. Preußen ist das verjüngte Deutschland, eine Stätte des freien Geistes, Oesterreich und dem alten römischen Reiche abgerungen, ein Vertreter der modernen Kultur.

Kein Land hat eine so schnelle Entwicklung, eine so naturgemäße Hinbewegung des Königthums zum Volksthum erfahren, als Preußen. Sein innerer Beruf, wie die Noth der Geschichte haben es gleicherweise dazu getrieben, und jetzt erfüllt es die Aufgabe, die Elemente seines Geistes zu vollständiger Freiheit zu gestalten.

*) Das hören wir ach! wie oft schon wiederholen.

Die Freiheit wird nicht anders errungen, als durch Kampf. Wie jeder Einzelne sich mit den Mächten des Geistes, wie seine Zeit sie ihm darbietet, abfinden muß, indem er die verschiedenen Richtungen derselben auf sich wirken läßt und die, welche seiner Natur am gemähesten ist, in sich aufnimmt, so gelangt auch ein Volk nur dadurch zum Bewußtsein seiner selbst, daß es in sich selbst nach der Wahrheit zu ringen beginnt, und die Elemente, welche die Substanz seiner Geschichte, das Wesen seiner Vergangenheit und seiner Zukunft bilden, einander klar und deutlich gegenübertreten.

Diesen Entwicklungsprozeß sehen wir jetzt in Preußen vor sich gehen, und in ihm sich alle Kraft, welche dem deutschen Geiste eigen ist, concentriren.

Nicht umsonst ist Preußen so lange der Staat der Intelligenz genannt worden, nicht umsonst ist es die Stätte der Philosophie gewesen; wo die Freiheit gedacht wird, muß sie auch sich verwirklichen.

Welche Elemente sind es aber, die sich jetzt in Preußen einander gegenübertreten, was bildet den Inhalt dieser Kämpfe und welches ist das Ziel, das

sie verfolgen? Ich will versuchen, diese Frage zu beantworten.

Die allgemeinen Gegensätze, welche den Geist einer bestimmten Zeit bezeichnen, finden sich in jedem, von historischer Lebenskraft erfüllten Lande wieder, aber in jedem auf eine eigenthümliche Weise. Es ist eine durchaus oberflächliche Anschauung, die Bewegung, welche jetzt in Preußen herrscht, mit französischem Maßstab messen, und dieselbe mit der allgemeinen Benennung des „Liberalismus“ abfertigen zu wollen. Der deutsche Geist trachtet nach ganz Anderem und Tieferem, als nach dem französischen Liberalismus, er strebt nach deutscher „Freiheit,“ und will diese durch den Kampf mit der ihm anhaftenden Unfreiheit erringen.

Worin besteht die Idee der deutschen Freiheit? Darin, daß diese nicht bloß politischer, sondern allgemein geistiger Natur ist, daß der Deutsche der Ueberzeugung lebt, daß er mit der bloßen Form nichts gewonnen hat, so lange er nicht das Wesen derselben gefunden, und in sich aufgenommen hat. Der Deutsche verlangt die ganze, die volle Freiheit, und nur darum ist er in der Er kämpfung

freier politischer Formen so lässig gewesen, weil er von dem Instinkt getrieben wurde, daß er sich erst geistig frei machen müsse, ehe er den freien Staat ins Leben rufen könne.

Deutschland hat, es ist wahr, seit der Reformation nichts für seine politische, aber desto mehr für seine geistige Freiheit gethan, es hat an dem Princip des Protestantismus, welches ihm die Unabhängigkeit von jeder religiösen Tradition sicherte, festgehalten, dasselbe bis zur Aufklärung *) gesteigert, und aus dieser das Princip der reinen Vernunft, der freien Philosophie, gewonnen, welches kein anderes Recht anerkennt, als das der Idee. Es hat die Bildung, die Erziehung des Geistes zur Freiheit, zur Sache der Nation gemacht, und die Sache der Freiheit damit stärker, als es einem andern Lande gelungen ist, an die Nation geknüpft.

Frankreich und England kennen nur die nationale, die beschränkte Freiheit, Deutschland kennt

*) Die Aufklärung ist nicht aus Deutschland gekommen, sondern aus dem katholischen Frankreich.

den vollen Begriff der Freiheit. Frankreich und England sind religiös unfrei, und darum auch politisch nicht vollkommen frei. Deutschland hat seine Bildung zur Freiheit mit der Befreiung von der Herrschaft der Tradition und des Dogmas begonnen, und sich dadurch fähig gemacht, auch die politische Freiheit rein und unabhängig von jeder Tradition, jedem historischen Rechte, in sich aufzunehmen.

Frankreich ist dieß trotz seiner Revolution nicht gelungen; die Revolution ist vielmehr daran gescheitert, daß das Volk nicht gebildet genug war, den allgemeinen Begriff der Freiheit, welcher von den Führern desselben ins Leben gerufen wurde, auch festzuhalten. Trotz seiner Begeisterung, trotz seiner wirklichen Aufopferung für die allgemeine Freiheit fiel es doch wieder einem Alleinherrscher in die Hände und sah ruhig den Klerus und die Aristokratie, ja selbst das alte Königthum wieder ihren Einzug halten, und der Katholicismus gelangte zu seiner alten Herrschaft über die Gemüther. So rächte es sich an Frankreich, daß es einst Deutschlands Protestantismus verschmäht und

von sich gestoßen hatte; nun zeigte es sich, daß, wer religiös nicht frei ist, es auch politisch nicht ist. Die „Mehrzahl der Franzosen“ war noch katholisch, vom Dogma abhängig und daher auch in der Politik dem Dogma unterworfen, zur Republik unfähig.

Eben so kennt England nur die formelle Freiheit, die Freiheit des Rechtes, weil es sich in religiöser Beziehung nur formell frei gemacht, weil es nur die Form, nicht das Wesen des Protestantismus in sich aufgenommen hat. Die Orthodorie der anglikanischen Kirche wäre ein für Deutschland unerträglicher Zustand, England aber erträgt denselben nicht nur, sondern befindet sich wohl dabei, weil ihm diese Orthodorie auch die Geltung seiner Rechtsformen garantirt, indem sie den Geist verhindert, an denselben zu rütteln. Die deutsche Philosophie gilt in dem protestantischen England wie in dem katholischen Frankreich für Ketzerei, und würde, wenn die dortigen Regierungen Macht über sie hätten, mit Feuer und Schwert verfolgt werden, und das Volk würde es ruhig dulden, denn es würde nicht wissen, was es an derselben hat.

Das Volk ist in England wie in Frankreich sich selbst überlassen, und daher auch darauf angewiesen, den Regierungen mit Gewalt abzutreten, was ihm gebührt.

Deutschland bedarf der Gewaltthaten, der Revolutionen nicht, denn es kann sich auf die Macht seines Geistes, auf die Nothwendigkeit seiner innern Entwicklung verlassen. Die Philosophie, die Sache des Fortschrittes geht hier auch unmittelbar in den Geist der Nation über, und was in der Theorie den Sieg davon getragen hat, muß sich auch verwirklichen, denn es bildet das Leben der Nation.

Die deutschen Parteilämpfe unterscheiden sich daher wesentlich von den englischen und französischen. Diese gehen von bestimmten formellen Rechten aus und streiten für bestimmte Interessen, die deutschen Parteien wollen sich diese erst, aber in höherer Weise, erringen, indem sie von der Idee der Freiheit ausgehen. Die Deutschen wollen „den freien Staat,“ aber indem sie denselben allseitig, in religiöser, wie politischer und socialer

Beziehung begründen. Den Deutschen ist es nicht um eine „Constitution,“ sondern um die Form des Staates zu thun, welche der Idee der Freiheit entspricht, und die vernunftgemäß nur in und mit der Geschichte durch den Kampf der Parteien erwachsen kann. Deshalb streiten sie vor allen Dingen um Pressfreiheit, weil nur durch diese die Parteien zum Wort, und die Wahrheit dessen, was der Volksgeist will, an den Tag kommen kann. Die Pressfreiheit schließt für Deutschland Alles in sich, was dasselbe verlangt und beabsichtigt, denn den Inhalt seiner Freiheit hat es längst gefunden, es handelt sich nur darum, daß es diesen auch frei aussprechen und zur Sache des Volkes im weitesten Sinne des Wortes machen, d. h. ihn verwirklichen darf.

Der Deutsche ist daher nicht sowohl Partei-, als Principienmensch, und seine Parteidämpfe sind Principienkämpfe. Es ist ihm nicht um die Erreichung eines bestimmten Zweckes zu thun, er verfolgt kein persönliches Interesse und schließt sich um dessen willen an eine Partei an, sondern er folgt der Idee, welche ihn beseelt, und kommt

durch das Princip zur Partei, nicht durch die Partei zum Princip.

Was die preussische allgemeine Zeitung kürzlich von dem Unterschiede der deutschen und der romanischen Freiheit sagte, war im Princip ganz richtig, nur wußte sie nicht die richtigen Folgerungen daraus zu ziehen. Des Deutschen Freiheitsstreben ist wesentlich individuell, während das des Romanen sich von dem Geiste der Nation nährt und sich von diesem erfüllt, um zum Herrschen zu gelangen. Der Deutsche will nicht herrschen, er will nur sich, will sich genießen, aber indem er dieß will, mit ganzer Seele will, nimmt er auch den allgemeinen Geist nicht nur seiner, sondern aller Nationen, und daher den allgemeinen Freiheitsbegriff mit voller Kraft in sich auf, und sieht sich durch diese Macht des Geistes dahin getrieben, für diesen Begriff zu kämpfen. Der Deutsche wird von jeder Bewegung, welche in England, Frankreich oder Spanien sich Bahn bricht, auf das Lebhafteste ergriffen, er kämpft mit jeder Partei, welche dort für die Freiheit streitet, und überträgt die dort gemachten Erfahrungen auf sich selber.

Es giebt keine größere Anschauung des Wesens der Menschheit, als die erfüllte Individualität, und der Deutsche ist darum so wahrhaft Mensch, weil er so individuell ist. Die concrete Individualität ist die Erzeugerin des Allgemeinen. Der Deutsche hat den vollen Begriff der Freiheit gefunden, indem er sich in sich versenkte, und da er ihn gefunden hat, muß er ihn auch verwirklichen, denn ohne die Realisirung desselben würde er nicht dazu gelangen, ihn zu genießen. Der Deutsche muß, um sich selbst genug zu thun, nach Freiheit streben.

Doch verlassen wir diesen allgemeinen Boden und ziehen wir die Kreise unserer Betrachtung enger, indem wir uns den Kämpfen zuwenden, welche in der jüngsten Zeit in Preußen emporgetaucht sind; sie werden uns ein vollständiges Bild von dem Freiheitsstreben, welches in der deutschen Natur liegt, geben.

Sobald die Presse hier durch den Entschluß der Regierung, dem Volkegeist eine freiere Regung zu gestatten, um denselben für ihr Princip zu gewinnen, nur einigermaßen sich freier fühlte, sahen

wir auch die volle Kraft des theoretischen, des wissenschaftlichen Geistes sich derselben zuwenden und eine Publicistik ins Leben rufen, welche die Frankreichs und Englands an Tiefe und Bedeutung, wenn auch noch nicht an formeller Virtuosität weit übertrage. Die gesammte, in der Schule der Philosophie gebildete und dem Fortschritt zugewandte junge Generation stürzte sich in den Kampf, und die Waffen der Wissenschaft wurden zu zweischneidigen Schlachtschwertern, welche die Fesseln jedweder Unfreiheit mit Allmacht zerhieben. Die deutsche Presse wurde das Organ einer Bewegung, wie sie in Frankreich und England nicht erwacht war und nicht erwachen konnte.

In der Natur der Principienkämpfe liegt es, daß sie zum Extrem, d. h. zur vollen Wahrheit, und damit auch zum Radicalismus führen. Der Radicalismus ist der Vertreter der vollen, unumwundenen, freien, von keiner Rücksicht gehemmten, Wahrheit. Es giebt keine absolute Wahrheit. Jede Zeit, jede Epoche der Geschichte hat ihre Wahrheit und diese kommt durch die Denkkraft der Individuen an das Licht. Der Einzelne denkt für die

Gattung, und was diese fördert, was dem Wesen der Menschheit und der Idee ihrer Freiheit entspricht, nimmt diese auch in sich auf, und proklamirt es als Wahrheit. Die Geburt des heutigen Tages ist aber der Tod des gestrigen, die neue Wahrheit kann nur entstehen, indem sie das, was bisher gegolten hat, zerstört, und sie vermag dies nur, indem sie gegen diese ihre volle Kraft geltend macht und sie gründlich, d. h. radikal, widerlegt.

Da der deutsche Geist am tiefsten zu denken vermochte, so mußte er auch die durchgreifende und gründliche Bewegung erzeugen, und in Preußen mußte derselbe vorzugsweise hervortreten.

Dieser Radikalismus setzte Religion, Politik und Philosophie mit einander in die engste Beziehung, und suchte in der Einigung ihrer Freiheit auch die Freiheit des Staates. Nicht die Herrschaft der Kirche, sondern das Christenthum und die Religion überhaupt wurden der Gegenstand der Kritik, und aus diesem dialektischen Prozesse ging die Freiheit des Selbstbewußtseins als Princip hervor, nachdem der Prozeß nachgewiesen war, durch welchen die Religion aus dem religiösen, seiner

selbst noch nicht bewußten, Gefühl entstanden war. Nicht gegen die Monarchie und gegen das Königthum richtete sich ferner die freie Bewegung, sondern der Staat überhaupt wurde von ihr erfaßt, und an diesen die Forderung gestellt, daß er die Stätte des freien Selbstbewußtseins werde, und sich von jeder Tradition, jedem historischen Unrecht löse, jeder Aristokratie und jedem Ständeunterschiede entsage, und seinen Inhalt und sein Wesen in der freien Association und der Idee der Gemeinde finde.

Dem Streben nach Freiheit gegenüber erhoben sich die Reaktionen, die Vertheidiger des christlichen Staates und der Herrschaft der Kirche, und forderten mit nicht minderer Energie und noch größerem Fanatismus die Ausrottung ihrer Gegner. Auch sie traten jetzt unverhohlen als Partei hervor, und suchten sich eben so wie ihre Gegner der Tagespresse zu bemächtigen. Sie erklärten das Trachten des Radikalismus für irreligiös und revolutionär und forderten den Staat dazu auf, den „Negativen“ Einhalt zu thun, um die Kirche und dadurch sich selbst zu schützen.

Preußen, sagten sie, ist der Staat des Protestantismus, und hat als solcher die Pflicht, den evangelischen Glauben, auf dem das Heil der Menschheit beruht, zu schützen. Wo dieser Glaube verletzt oder gar vernichtet wird, tritt die subjektive, menschliche Willkür an die Stelle der göttlichen Wahrheit, „nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich die Bande frommer Scheu, und alle Laster walten frei.“

Das Verbrechen, welches Strauß und Bruno Bauer begangen haben, sagte die evangelische Kirchenzeitung, ist ärger als Vätermord und Sodomiterei, und es giebt keine Strafe, die zu groß für sie wäre.

Aber, trösteten sich diese frommen Leute, „je unbarmherziger und geräuschvoller die Negative einrissen, desto stiller und eifriger baute der positive Geist unserer Kirche auf dem Grunde weiter, auf welchem die Voreltern die Hütten ihres Glaubens und ihrer innersten Ueberzeugungen errichtet hatten. Von denen aber, die das Staatsruder in den Händen haben, die ihrer geistigen Bildung

und Befähigung nach am ersten berufen sind, die Wohlfahrt des Staats und der Kirche zu berathen, zu schützen und zu fördern: von ihnen verlangt man, sie sollten die Hände ruhig in den Schooß legen und zusehen, wie die Kirche, welcher anzugehören sie sich glücklich schätzen, sich der Angriffe, die ihr von allen Seiten drohen, zu erwehren hat? Da sollte Einer gleichgültig und unthätig zusehen, wo die heiligsten Interessen des eignen Herzens und des eignen Gewissens auf dem Spiel stehen? Geht, das wäre mehr als albern, das wäre feig. Bei Fragen, bei denen alles bedroht ist, was ihm theuer und ehrwürdig ist, muß ein braver Mann Partei nehmen, und eine Staatsgewalt, die auf dem Grunde, auf welchem die Staatskirche erbaut ist, steht, auf dem nämlichen Grunde wiederzubauen bemüht ist, hat nur ihre Schuldigkeit gethan *). Während die eine Richtung ihre Sache zur Sache der Menschheit und der Vernunft machte, suchten die Reactionären die ihrige zu der des

*) Worte der literarischen Zeitung. 1842. Nr. 46.

Staates zu machen. Sie zogen denselben unmittelbar in den Parteilampf hinein, und verlangten, daß er selber Partei, und zwar für sie Partei nehmen solle. Gewiß hatten sie ein Recht hierzu, denn der Staat soll der Ausdruck eines Principes sein, er kann nur fortschreiten, wenn er ein solches hat, und indem sie ihm das ihrige an das Herz legten, stellten sie sich ihm als die Vertreter der Geschichte, seiner Vergangenheit dar, und verlangten, daß er deren Rechte kräftigen Armes aufrecht erhalte. Sie hatten so weit Recht, als die Vergangenheit überhaupt Recht hat, sie ist so lange im Rechte, als der Wille des Volkes auf ihrer Seite ist, d. h. so lange kein neues Princip in demselben Wurzel gefaßt und zur Geschichte geworden ist. Dieses neue Princip war zwar da, aber es war erst theoretisch da, und sie konnten ihm daher immer noch seine Existenz streitig machen. Aber sie begingen hierbei einen großen politischen Fehler, sie vergaßen, daß, indem sie den Staat zur Partei machten, dieser nicht auch zugleich Richter sein durfte, daß, wenn sie ihn aufforderten, gegen die Negativen und Destruktiven Partei zu nehmen,

er auch das Recht dieser Partei anerkennen und mit derselben in „ehrlichen und offenen“ Kampf treten mußte.

Sie verletzten das Völkerrecht, indem sie den Gegnern die Gleichheit der Waffen vorenthielten, sie verführten heimtückisch, indem sie dieselben als Partei zu bekämpfen vorgaben und zugleich den Staat zu Gewaltmaßregeln gegen dieselben verleiteten.

Die wahrhaft ehrlichen Reactionäre billigten auch dieses Verfahren nicht *). Sie tadelten und bedauerten die Unterdrückung der Organe des Radicalismus und wünschten, so wie diese, Pressfreiheit, um den Kampf, wie er geführt werden muß und einzig und allein geführt werden kann, zu Ende zu führen. Sie wollten Princip gegen Princip stellen und den Ausgang der Geschichte überlassen. Was that aber

*) Dies ist namentlich von Huber in der literarischen Zeitung geschehen. S. d. Aufsatz über politische Institutionen und öffentliche Meinung in dem jetzigen Jahrgange.

der Staat in diesem Konflikte der Interessen? Er handelte so, wie es der Zwiespalt, in dem er sich bei diesem Kampfe nothwendig befinden mußte, mit sich brachte. Er trat, weil das Recht der Vergangenheit noch in ihm das stärkere war, auf die Seite der Vergangenheit, er entschloß sich, der Bewegung mit entschiedenem Willen entgegenzutreten, er unterdrückte die rheinische Zeitung und zog der Presse im Allgemeinen wieder engere Grenzen, aber er gab zugleich Censurfreiheit für Bücher über zwanzig Bogen und erklärte damit, daß er der theoretischen Fortbildung des Principis nicht im Wege sein wolle. Nur die unmittelbare Einwirkung auf den Volksgeist schnitt er der Bewegung ab.

Was aber einmal im Princip vorhanden ist, hat auch bereits begonnen, in das Leben überzugehen, und der Staat hat daher auch die Erfahrung machen müssen, daß ihm die Consequenzen des Principis als lebendige Opposition entgegen traten. Auf dem letzten ostpreussischen wie auf dem rheinischen Landtage ist ihm dieß begegnet und der Wille des Volksgeistes tritt ihm immer

eindringlicher entgegen. Auf die Dauer wird er sich desselben daher nicht erwehren können, und er wird zu der Einsicht gelangen, daß das, was er im Princip anerkennt, er auch in seinen Consequenzen dulden muß, daß er, was unmittelbar in seinem Schooße entsprossen ist, nicht auszurotten vermag. — Die neue Bewegung ist ein Produkt der deutschen Philosophie, welche seit fast einem Jahrhundert in Preußen ihren Sitz hat, und von dem Staate selbst als Führerin aller Wissenschaften in die Hauptstadt eingeführt worden ist. Alle die Männer, von denen die geistige Bewegung der letzten Zeit ausgegangen ist, sind entweder geborne Preußen, oder haben die Richtung, der sie angehören, sich aus Berlin geholt; sie haben Anhänger in ganz Deutschland, der Geist der Presse ist von ihnen influirt, wie will also der Staat diese Bewegung, welche bald hier, bald dort sich Bahn bricht, und unausgesetzt in seinem Innern wirkt und schafft, hemmen? Es ist unmöglich, denn es ist der Geist der Zeit, der Geist des Jahrhunderts, der sich darin ausdrückt, und noch giebt es kein Beispiel der Geschichte, daß derselbe jemals wäre

gehemmt worden, wenn er sich mit voller Kraft und Ursprünglichkeit in einem Volke offenbarte.

Die Reformation konnte in Frankreich gehemmt werden, weil sie nicht diese Ursprünglichkeit in dem Volksgeist hatte, und wir haben gesehen, wie Frankreich selbst darum von der Geschichte gestraft wurde, der philosophische Radikalismus Deutschlands aber kann nicht gehemmt werden, denn er ist das freie Produkt des Protestantismus, des Eigensinns, was Deutschland besitzet. —

Aber, kann man mir nun noch einwerfen: ist es denn wahr, daß die Wahrheit in den Extremen beruht, ist es nicht ein alter Satz, selbst der Philosophie, daß sie in der Mitte liegt, und giebt es nicht noch andere Richtungen, welche die Sache der Nation und das Interesse des Fortschrittes vertreten, und sind diese nicht am Ende die wahren Repräsentanten des Volksgeistes, weil sie sich an dessen unmittelbare Bedürfnisse halten, und stehen sie deshalb nicht diesem wie der Regierung unendlich viel näher, als Eure stolzen philosophischen Principien, welche das Volk nicht versteht? Wohl, es giebt solche Richtungen auch bei uns, sie sind

natürlich und selbst nothwendig, so nothwendig, wie die Mittelmäßigkeit überhaupt, aber darin zeigt sich auch zugleich das Wesen des deutschen Geistes wieder zum Unterschiede von dem französischen und englischen. Daß diese Richtungen des Moderatismus zu keiner Geltung bei uns kommen, daß sie in dem Parteilampfe keine Entscheidung hervorzurufen vermögen. Sie können den Uebergang bilden zu dem Princip, können eine Zeit lang die Aufmerksamkeit des Volksgeistes fesseln, aber sie treten auch augenblicklich in den Hintergrund, und der Volksgeist vergißt sie, sobald das Princip sich an ihn wendet. Der Volksgeist ist der einfache, natürliche Verstand, und dieser ist der Wahrheit immer erschlossen; er fällt dem zu, welcher ihm am meisten giebt.

So haben wir es denn in Deutschland erlebt, daß die nationale Richtung sowohl, wie der constitutionelle Liberalismus in sehr kurzer Zeit bei uns ihre Geltung verloren haben, und einem gleichen Schicksal sehen wir jetzt bei uns in Preußen das juste-milieu und die praktische Vermittlungssucht entgegengehen. Sie möchten gern vermitteln,

hier am Vergangenen festhalten, und dort der Zukunft Vorschub leisten, hier die Reaktion zum Fortschritte treiben, und da die Bewegung beschwören, nicht zu weit zu gehen, hier flicken und da flücken, aber die Geschichte duldet, wenn sie einmal zur Thatkraft gelangt ist, solches Flickwerk nicht. Unwillig wird das juste-milieu von beiden Parteien, welche auf dem Kampfsplatze stehen, bei Seite geschoben, und es sieht sich sehr bald mit der Mittelmäßigkeit seiner nur theoretischen Anschauung, die es nicht bis zum Princip zu bringen vermag, allein dastehen. Ja so ergeht es dem Liberalismus überhaupt, sobald er nicht den Muth hat, sich mit ganzer und voller Seele der Wahrheit hinzugeben *). Die Wahrheit liegt nicht in der Mitte,

*) Selbst der sonst brave und anerkennungswerthe ostpreussische Liberalismus ist diesem Schicksale nicht entgangen. Eine kürzlich erschienene Schrift von Edgar Bauer unterwirft denselben einer gerechten und nothwendigen Kritik, welche die Königsberger Liberalen, wenn sie anders nicht stillstehen wollen, was von ihnen nicht zu erwarten ist, selbst als berechtigt anerkennen müssen.

wie eine alterschwache Philosophie wohl einmal behauptet hat, sie geht allerdings aus der Aufstellung ihrer verschiedenen Momente, aus der Scheidung ihrer Elemente hervor, aber nur dadurch hervor, daß das stärkere Element das schwächere überwindet und in sich aufnimmt. Ist dieß einmal geschehen, so hat das schwächere keine Berechtigung mehr, und es hieße von dem Sieger verlangen, daß er sich von den Besiegten sollte Bedingungen vorschreiben lassen, während sein Wille der allein herrschende geworden ist, wenn der Rationalismus oder der constitutionelle Liberalismus von dem Radikalismus fordert, daß er sich doch mit ihm einigen und vertragen solle. Er hat sich dadurch mit ihm geeinigt, daß er ihn in sich aufgenommen, als untergeordnetes Moment in sich aufgenommen hat. Eine andere Existenz kann derselbe nicht mehr in Anspruch nehmen.

Wir stehen jetzt noch inmitten dieses Entwicklungsprozesses. Im Princip ist derselbe vollendet und es handelt sich nur noch um dessen Durcharbeitung, und dadurch um seine vollständige Verwirklichung für das Leben.

Die Berliner Presse hat bisher wenig oder nichts für diese Entwicklung gethan. Durch die Befreiung der Monatsschriften von dem Concessionszwange, sowie durch die Einrichtung des Oberzensurgerichts ist ihr hierzu die Gelegenheit geboten. Sie kann sprechen, und wenn sie über das Gesprochene mit der Censur nicht einig wird, einen richterlichen Spruch darüber verlangen. Damit beginnt eine neue Phase für den Kampf der Parteien. Wir wollen sehen, wieviel uns dieselbe fördert.

E. Meyen.

Eine Eigenthums- und Rechts- frage *).

Hat man die nachfolgenden Aufsätze gelesen und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß dieselben durchgängig alle in den Censur-Instruktionen geforderten Bedingungen erfüllen, daß sie — möge sie nun eine Darstellung der bestehenden Verhältnisse geben oder sich in Reformvorschlägen ergehen —

*) Die folgende Darstellung war bestimmt, die Einleitung zu einer, verschiedene Positverhältnisse behandelnden Broschüre zu bilden. Obgleich nun die Schwierigkeiten, einen Drucker für dieselbe zu finden, den Herausgeber bewogen haben, diesen Plan aufzugeben, und nur einen der da bestimmten Aufsätze (den folgenden) als Probe in die zu Monatschrift aufzunehmen, so glaubt er doch, daß die Mittheilung des gegenwärtigen Aufsatzes insofern nicht ohne Interesse sein dürfte, als er einen Beitrag zur Charakteristik unserer Rechtszustände liefert.

in keinem Punkte die Gränzlinien einer anständigen und wohlmeinenden Erörterung überschreiten, daß sie sich nirgends zu Animositäten, beleidigenden Insinuationen oder Persönlichkeiten fortreißen lassen, sondern überall nur das Interesse der Sache verfolgen, und nur eine ganz unbefangene Kritik einiger Posteinrichtungen bezwecken, daß sie also mit einem Worte nur etwas thun, was unsere Censurverordnungen nicht nur nicht verbieten, sondern selbst ausdrücklich gestatten, — so wird man es unbegreiflich finden, daß so unbefangene, so wohlmeinende, so rein auf die Sache gerichtete Darstellungen zu einem Conflict mit der Censur und einer hohen Behörde Gelegenheit geben konnten.

Auch ich ahnte nicht die Möglichkeit eines solchen Conflictes, als ich die unter obigem Titel zusammengefaßten Aufsätze *) der hiesigen Censur übergab. Nach allen meinen bisherigen Erfahrungen

*) Man wird vielleicht fragen, wie ich dazu komme, mich zum Bevormoder und Herausgeber von Sachen aufzuwerfen, die mir eigentlich ganz ferne liegen. Diese Frage kann ich nur durch Erwähnung der gelegentlichen

glaubte ich, selbst bei der strengsten Auslegung der Censurgesetze auf die Ertheilung des Imprimatur rechnen zu können, daß ich hier gar nicht nachgesucht haben würde, wenn mir eine Verweigerung desselben möglich erschienen wäre. Zwar zog sich die Entscheidung Wochen lang hin. Allein solche Ver-

Veranlassung beantworten. Die hier gesammelten Aufsätze waren mir zur Aufnahme in die von mir unter dem Titel: „Der Patriot“ herausgegebenen fliegenden Hefte zuacridit worden. Als deren weiteres Erscheinen durch einen Obergerichtsdict-Erlaß gehemmt wurde, stellten es mir die Einsender frei und ersuchten mich resp., ihre Mittheilungen auf einem andern Wege zur Oeffentlichkeit zu bringen, was ich im Interesse der Oeffentlichkeit nicht glaubte ablehnen zu dürfen. Ob man mir daraus einen Vorwurf machen kann, ob ich namentlich nicht Unrecht thue, Sachen zu veröffentlichen, deren Wahrhaftigkeit ich nicht strenge prüfen kann, sondern die für mich nur die Garantie der Wahrhaftigkeit haben können? Ich glaube nicht, da die betreffenden Aufsätze unter Verantwortlichkeit der Namen der beiden Einsender und meines eigenen erscheinen, also drei Personen sich bereit erklären, die Folgen ihrer Handlungen zu tragen.

zögerungen sind bei der hiesigen Censur etwas zu Gewöhnliches, als daß mein Vertrauen dadurch hätte erschüttert werden können.

Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich aus der Druckerei folgendes, vom 27. März datirtes Schreiben erhielt:

„Ew. Wohlgeboren, benachrichtige ich ergebenst, daß der Herr General-Post-Meister v. Nagler von dem mir vorgelegten Manuscripte unter dem Titel u. s. w., Notiz genommen, und dessen Einreichung verlangt hat, daher von der Censur dieser Schrift für jetzt nicht weiter die Rede sein kann. v. Pauer.

Eine solche offenbare Ueberschreitung der, dem Censor gesetzlich zustehenden, Befugnisse konnte ich mir natürlich nicht stillschweigend gefallen lassen. Ich protestirte daher in meinem Schreiben *) an

*) Von diesem Schreiben habe ich keine Abschrift und kann daher nur dessen wesentlichen Inhalt anführen.

den Herrn Kammergerichtsrath von Pauer gegen die Auslieferung des Manuscripts an eine dem Censurwesen ganz fremde Behörde, indem ich anführte, daß der Censor nur zur Ertheilung und Verweigerung des Imprimatur befugt sei, durchaus aber kein Recht habe, eine ihm zur Censur vorgelegte Schrift willkürlich in andere Hände gelangen zu lassen; ich bestritt seine Befugniß, dem Verlangen des General-Post-Meisters nachzukommen, indem ich zugleich die Frage aufwarf, wie es möglich gewesen, daß dieser von einem zur Censur eingereichten Manuscripte Notiz habe nehmen können; zuletzt erklärte ich noch, daß ich auf die hiesige Censur verzichte, und deshalb die ungesäumte Rückgabe des Manuscripts verlange, für welche ich ihn, den Censor, verantwortlich machen müsse.

Auf dieses Schreiben erhielt ich folgende Antwort:

„Ew. Wohlgeboren Anfragen vom heutigen Tage muß ich mit der Bemerkung zu beantworten beginnen, daß Sie die Stellung eines Censors mit der eines Reichtraters zu ver-

wechseln scheinen. Der letztere hat allerdings die Verpflichtung, die ihm anvertrauten Dinge, selbst wenn es Verbrechen wären, zwischen sich und dem Beichtkinde beruhen zu lassen — der erstere dagegen ist, wenn aus den ihm vorgelegten Schriften ein Delikt erhellt, verpflichtet, die betreffende Behörde zu benachrichtigen.

Hieraus ergibt sich die Rechtfertigung meines Verfahrens und die Beantwortung Ihrer Frage von selbst.

Da aus dem von ihnen durch die Petsch'sche Druckerei vorgelegten Manuscripte unzweideutig hervorging, daß der größte Theil der darin enthaltenen Aufsätze mit Benutzung von Akten des General-Post-Amtes verfertigt ist, so war es meine Pflicht, bei dem Herrn General-Post-Meister anzufragen, ob dieß mit seiner Erlaubniß geschehe? Hierdurch hat derselbe Notiz von der Schrift bekommen, und zugleich Veranlassung genommen, mir dieselbe, unter der Versicherung, daß er niemals und Niemandem eine Erlaubniß zur Benutzung der, in dem Ma-

nuscripte erkenntlichen, amtlichen Quellen ertheilt habe, zu „weiterer Maßnahme“ abzufordern. Dieser Aufforderung habe ich, in Gemäßheit des, Eingangs, ausgesprochenen Grundsatzes, Folge zu leisten gehabt.

Ob und wie der Herr General-Post-Meister mir das Manuscript zurückschicken wird, weiß ich nicht; jedenfalls werden Sie sich, bis dieß geschieht, mit ihrer Zurückforderung nur an ihn zu wenden haben, um so mehr, als Sie gegenwärtig erklären, auf den Druck des Manuscripts unter Preussischer Censur zu verzichten, ich also mit dieser Angelegenheit nichts mehr zu thun habe.

Aus diesem Grunde werde ich dann auch die beabsichtigte Bitte *) um Rückgabe des Manuscripts nach gemachtem Gebrauch bei dem Herrn General-Post-Meister nicht weiter vor-

*) Ich hatte die Rückgabe des Manuscripts nicht erbeten, sondern als ein mir zustehendes Recht gefordert, und nicht die Rückgabe nach gemachtem Gebrauche, sondern augenblickliche Rückgabe gefordert.

bringen, sondern überlasse Ihnen dieß selbst zu thun."

v. Lauer,
Kammergerichtsrath und Censor.

Ob die hier angeführten Gründe der Art waren, daß sie mich mit der Vorenthaltung des Manuscripts befreunden konnten, überlasse ich der Entscheidung aller Unpartheißen; mir aber erschienen sie nicht so, und ich reklamirte daher noch einmal in folgendem Schreiben, welches zugleich die, in dem Schreiben des Herrn Kammergerichtsraths aufgestellte, Theorie von der Censur zu widerlegen sucht:

„Hochwohlgeborne Herr, wenn mich schon Ihre erste Zuschrift in Erstaunen gesetzt hat, so weiß ich, zur Bezeichnung der in Ihrer letzten Mittheilung angegebenen Gründe, keine Worte mehr zu finden. Ich kann nichts anders als sie unlogisch nennen; obwohl diese Bedeutung mehr andeutet, als sie erschöpfend ausdrückt.

Das soll mich freilich nicht abhalten, den Unterschied zwischen Beichtvater und Censor an-

zuerkennen. In der That ist er zu groß, um eine Verwechslung zuzulassen. Wer des Beichtvaters bedarf, geht zu ihm, weil ihn ein innerer Drang dazu treibt. Daß dieß bei den Schriftstellern, die vor die Censur hintreten, nicht der Fall ist, daß diese nur einer harten Nothwendigkeit gehorchen, werden Sie, hochwohlgeborner Herr, selbst sehr gut wissen. Das Beichtkind verläßt seinen Beichtvater mit erleichtertem und geläutertem Herzen; ein Reinigungs- und Erläuterungs-Prozeß findet freilich auch bei der Censur statt; daß diesem indeß gerade die schlechten Regungen, die trüben Leidenschaften zum Opfer fallen, wage ich zu bezweifeln; wie wir der Censur nur mit gepreßtem und beklommenem Herzen nahen, so verlassen wir sie auch gewöhnlich mit dem Schmerze, um unsere verstümmelten und unterdrückten Gedanken. Während das eine Verhältniß auf Vertrauen und Hingebung beruht, hat das andere Zwang und Mißtrauen zur Voraussetzung.

Wenn ich indeß diesen Unterschied zugebe, so kann ich mich doch nicht zu den Folgerungen

verstehen, die Sie, hochwohlgeborner Herr, daraus ziehen möchten. Sie meinen, der Censor habe nicht wie der Beichtvater die Verpflichtung, das ihm anvertraute Depositum zu bewahren, sondern sei, wenn es ein Delikt enthalte, verpflichtet, der betreffenden Behörde Anzeige davon zu machen. Verwechseln Sie aber nicht hier die Natur eines Censors mit der eines Inquisitors? Thun Sie dieß nicht ganz willkürlich? Dieß muß ich wenigstens so lange annehmen, bis Sie mir die gesetzliche Bestimmung angeführt haben, welche Sie, hochwohlgeborner Herr, zu einem solchen Verfahren ermächtigt: mir ist keine bekannt. Wie kann ferner ein zum Druck bestimmtes Manuscript schon Anlaß zu einer Denunciation geben? Erst wenn es in die Oeffentlichkeit tritt, verfällt es einer Strafe, und auch dann würde es nicht Ihre Sache sein, eine solche hervorzurufen. Nur der Gedanke, der zur That geworden ist, gehört dem Gebiete des Gesetzes an. Im Manuscripte liegt aber der bloße Gedanke, die reine Absicht war, wenn Sie wollen, das vorausgesetzte Böse, aber noch keine

That. Zu einer solchen wird es erst durch den Druck. Nun kann zwar die Gesetzgebung die Ausführung zu verhindern suchen und diesen präventiven Charakter hat ja die Censur. Damit das vorausgesetzte Schlechte nicht hervorzutreten brauche, hindert sie es, hervorzutreten. In dieser Bestimmung findet sie aber auch ihre Gränze; wenn sie weiter geht, wenn sie die Bestrafung eines noch nicht vollzogenen Delikts veranlaßt, wenn sie den Gedanken nicht bloß epurirt und beschneidet, sondern auch der Bestrafung des Gesetzes zu überliefern Anstalten trifft, so thut sie dasselbe, was die Inquisition gethan hat.

Wenn ich ferner zugebe, daß Sie, hochwohlgeborner Herr, durch die Ihnen mangelnde Detailkenntniß veranlaßt werden konnten, sich an die betreffende Behörde zu wenden, und deren Gutachten einzuholen, so sehe ich doch nicht ein, wie sich daraus ein Grund ergeben sollte, mir das Manuscript vorzuenthalten, oder wie Sie sich dadurch berechtigt glauben konnten, die Verantwortlichkeit der Zurückgabe des Manu-

skripts von sich abzulehnen. Nachdem ich die Erklärung abgegeben, daß ich auf die hiesige und preussische Censur verzichten wolle, kann das zur Censur vorgelegte Manuscript auch nicht länger Gegenstand der Discussion sein, sondern muß mir zurückgegeben werden. Wegen dieser Zurückerstattung muß ich aber Sie, hochwohlgeborne Herr, in Anspruch nehmen, da es Ihnen anvertraut worden ist. Uebrigens handelt es sich jetzt nicht mehr um eine Censurfrage, sondern um eine Eigenthumsfrage. Das Manuscript, das ich reklamire, hat einen pecuniären Werth, und seine Vorenthaltung ist daher zugleich eine Eigenthumsvorenthaltung. Ich reklamire das Manuscript als mein Eigenthum; dieses ist aber bei uns noch immer heilig gewesen und von den Gesetzen beschützt worden.

L. Buhl.

Da ich auf dieses Schreiben keine Antwort bekam, und also meine guten Gründe und rechtlichen Auseinandersetzungen, von denen ich eine unfehlbare Wirkung erwartet hatte, ganz vergeblich verschwendet

hatte, wie ich nun einsah, ich aber mein Recht selbst, weil es hier keine Berücksichtigung fand, nicht aufgeben konnte und wollte, so mußte ich nun wohl auf andere Mittel und Wege denken. Hier bot sich nun der Weg der gerichtlichen Klage, zu der ich, wie mir die Sachen damals erschienen, den vollsten Grund hatte, und zwar konnte ich ja eine Eigenthumsklage anstellen, da mir mein Eigenthum widerrechtlich und willkürlich vom Censor vorenthalten wurde, oder nicht sowohl vom Censor, als vom Kammergerichtsrath Herrn von Lauer-Münchhofen. Mit dem Censor hatte ich ja nichts mehr zu schaffen, seitdem ich erklärt, daß ich auf die hiesige und preussische Censur verzichtet; verweigerte er mir nun noch die Rückgabe des Manuscripts, so that er es nicht mehr in seiner Eigenschaft als Censor, die ihn überhaupt nie und in keinem Falle zur Rückhaltung eines Manuscripts gegen den Willen des Verfassers berechtigt. Denn die Unterwerfung unter die Censur ist ja ein freiwilliger Akt, den ich deshalb unterlassen, oder jeden Augenblick zurücknehmen kann, wenn ich auf das Recht des Drucks verzichte, das ich nur dadurch erkaufen

muß. Wer will mir verwehren, unter der strengsten Censur, die freiesten, ja die frechsten, unanständigsten und übelwollendsten Sachen zu schreiben, wenn ich sie eben nur für mich schreibe? Das ist das Recht der Gedankenfreiheit, welches überall anerkannt wird, weil es anerkannt werden muß. Anders wird freilich die Sache, wenn ich meine Aeußerungen drucken lassen will; dann versallen sie der Censur, aber doch nur so lange und so weit, als mein Entschluß fortdauert. Was ich selbst streiche, braucht der Censor nicht zu streichen, und ziehe ich das ganze Manuscript zurück, so ist das Geschäft des Censors erledigt. Also mein Entschluß, der den Censor einsetzt, kann ihn auch absetzen, und zwar nicht blos für den Fall, daß ich gänzlich auf den Druck meiner Gedanken verzichte, sondern auch, wenn ich meinen Entschluß ändere und mein Manuscript nicht mehr in Berlin, sondern in Gotha, Paris, oder New-York drucken lassen will. Ist es mir doch sogar unverwehrt, ein Manuscript, welches in Berlin das Imprimatur nicht erhalten hat, und das dadurch für unzulässig oder gefährlich erklärt worden ist, an einem andern be-

liebigen Orte drucken zu lassen. Findet hiernach das Amt des Censors seine Gränze in meinem Entschlusse, so macht dieser sich einer Willkührlichkeit und Eigenthumsverletzung schuldig, sobald er das Manuscript zurückhält, nachdem ich meinen Entschluß zurückgenommen habe. Dieß scheint so klar, daß es keiner Auseinandersetzung bedürfen sollte.

Hienach durfte ich mich zur Klage berechtigt halten. Indes wer wird immer gleich klagen? Durch vieles Klagen und Beschweren kommt man in den Ruf eines Guernianten und unruhigen Kopfes^{*)}. Sollte ich nicht zuvor einen milderen Weg versuchen, wenn sich mir ein solcher zeigte? Freilich hatte ich dem Censor erklärt, daß ich ihn für die Rückgabe des Manuscripts verantwortlich machen würde. Aber warum sollte ich, genau genommen, die hohe Behörde übergehen, der er das Manuscript überliefert, und die es vielleicht nur darum angenommen hatte, weil sie vom Stande der Dinge nicht genau unterrichtet war? Durfte

^{*)} Diese und ähnliche Redensarten möge man damit entschuldigen, daß die Broschüre unter Censur erscheinen sollte.

ich nicht vielleicht von deren höherer Einsicht und gereifterer Erfahrung eine Anerkennung meines Rechts, und Rückgabe meines Manuscripts erwarten? Ja, ich war es ihr sogar schuldig, ihr mein Recht und meine guten Gründe auseinanderzusetzen, ich durfte sie nicht übergehen, wenn ich nicht den Vorwurf einer Vernachlässigung derselben auf mich laden wollte. So entschloß ich mich denn, in einem Schreiben an das General-Post-Amt *) die Ungesetzlichkeit des Verfahrens des Censors auseinanderzusetzen und das Manuscript zu reklamiren.

Auf dieses Schreiben erhielt ich folgende lakonische Antwort:

„Auf ihr Gesuch **) vom 13. d. M. eröffne ich Ihnen, daß das von dem Herrn Kammergerichtsrath v. Lauer mir eingereichte Manu-

*) Auch von diesem Schreiben habe ich keine Abschrift zurückbehalten, da ich damals noch nicht beabsichtigte, den Hergang dieser Sache zu veröffentlichen.

**) Mein Schreiben hatte kein Gesuch enthalten.

skript u. s. w. demselben zurückgegeben werden wird, sobald es entbehrt werden kann."

Berlin, den 16. April 1843.

Der Geh. Staats-Minister
und General-Post-Meister
Nagler.

Diese abschlägige Antwort entmuthigte mich nicht, sondern es veranlaßte mich zur Wiederholung meines ersten Schritts in folgendem Schreiben.

„Ew. Excellenz kann ich nicht verschweigen, daß die mir zugegangene Zuschrift, vom 16. April zu unbestimmt ist, und zu wenig auf die von mir angeregten Fragen eingeht, um mich befriedigen zu können. Daß von dem Herrn Kammergerichtsrath v. Pauer Ihrer Excellenz eingereichte Manuscript, wird mir geantwortet, solle mir zurückgegeben werden, sobald es entbehrt werden könne. Gewiß würde ich diesen Grund als einen unumstößlichen anerkennen, und nicht gegen denselben reklamiren, wenn ich ihn nicht glücklicherweise

auch für mich anzuführen hätte. Auch ich bedarf des Manuscripts, und wie ich glaube, dringender als Ew. Excellenz. Aber angenommen auch, ich könnte es nur ebensowenig entbehren, so scheint es mir doch, daß ich etwas zum Voraus habe, was den Ausschlag zu meinen Gunsten haben müßte, nämlich das Eigenthum. Gegen dieses möchte ich aber das Nichtentbehrenkönnen nicht als entscheidend gelten lassen, auch für mich giebt es viele Dinge, die ich nicht entbehren kann, ohne daß ich dadurch ein Recht auf sie erhielte. Ferner erscheint mir das sobald sehr unbestimmt; wo ist die Gränze dieses sobald? Endlich kann ich auch Ew. Excellenz nicht verhehlen, daß, wenn Herr von Pauer nicht befugt war, das Manuscript wegzugeben, auch Ew. Excellenz, meiner Ansicht nach, kein Recht hatten, dasselbe anzunehmen. Da nun, meiner Ueberszeugung nach, Niemand verbunden ist, ein Unrecht zu dulden, so würde ich mich, wenn Ew. Excellenz die Rückgabe des Manuscripts

verweigern sollten, gezwungen sehen, den Schutz der Gesetze nachzusuchen.“

Berlin, den 19. April 1843.

L. Buhl.

Da ich auf dieses Schreiben keine Antwort erhielt, so blieb mir nun freilich nichts übrig, als mich an das Gericht zu wenden, welches ich in folgender Klagschrift that:

Klage des Literaten L. Buhl gegen den Kammergerichtsrath Baron von Lauer-Münchhofen.

„Vor einigen Wochen reichte ich dem Kammergerichtsrath Baron von Lauer-Münchhofen ein Manuscript betitelt: „Beiträge zur Kenntniß und Würdigung der Preussischen Postverwaltung ein, damit derselbe in seiner Eigenschaft als Königl. Censor demselben das Imprimatur ertheile. Bis jetzt bin ich jedoch nicht im Stande gewesen, mein Eigenthum von dem Herrn Baron v. Lauer-Münchhofen zurückzuerhalten, selbst nicht in Folge meiner Er-

Klärung, daß ich auf die Ertheilung der Druckerlaubnis verzichte. Der Verklagte weigert sich beharrlich und trotz mehrmaliger Aufforderungen, mir das Manuscript zurückzuliefern; ich bitte daher das Königl. Kammergericht, gegen denselben das Rechtsverfahren einzuleiten und ihn zur Herausgabe des Manuscripts, wie zur Tragung der Prozeßkosten, zu verurtheilen. Darüber, daß ich ihm die Schrift zur Censur überliefert, und daß er sich weigert, mir dieselbe zurückzugeben, schiebe ich ihm den Eid zu. Meine Ansprüche auf Entschädigung behalte ich mir vor.“

Die Folge dieses Schrittes war eine abermalige Täuschung für mich, wie der folgende Bescheid des Kammergerichts zeigt:

„Auf die unter dem 25. d. M. gegen den Kammergerichtsrath Baron v. Lauer-Münchhofen angebrachte Klage wegen Rückgabe eines, ihm als Censor vorgelegten, Manuscripts, betitelt u. s. w. wird Ihnen hiedurch eröffnet, daß sich dieselbe zur Einleitung im Rechtwege

nicht eignet, da Sie eigentlich nur über die verzögerte Entscheidung Beschwerde führen, ob Ihr Manuscript das Imprimatur erhalten solle oder nicht, diese Beschwerde aber nur bei der, dem Kammergerichtsrath Baron v. Lauer als Censor unmittelbar vorangesehten Behörde, dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, zum Austrage gebracht werden kann, wohin Sie sich also zu wenden haben. Eben dahin gehört auch die Beschwerde, daß der p. Lauer Ihnen das Manuscript Ihrer mehrfachen Anträge ungeachtet, vorenthalte, indem ein Beamter, als welcher der Censor zu betrachten, nur durch die ihm vorgesetzte Behörde zur Erfüllung der ihm vorliegenden Dienstverpflichtungen angehalten werden kann.

Die Kosten dieser Verfügung haben Sie mit 1 Thlr. 10 Sgr. 4 Pf. binnen 8 Tagen zur Salarienkasse des Kammergerichts einzuzahlen.“

Berlin, den 28. April 1843.

Königl. Preussisches Kammergericht
Bülow.

So hatte ich denn um den Preis von 1 Thlr. 10 Sgr. 4 Pf. *) eine Erfahrung erworben, die ich trotz ihres hohen Preises nicht als eine definitive annehmen konnte. Ich hatte nun schon die Autorität gegen mich, meinen Kammergerichtsrath, eine hohe Behörde und das Kammergericht. Wie schwer aber auch diese Autorität einzeln, und noch mehr zusammengenommen, ins Gewicht fallen mögen, so konnte ich ihnen doch die Ueberzeugung meines Rechts nicht zum Opfer bringen. Dieselbe stand mir nach der Entscheidung des Kammergerichts so fest wie vorher, da ich mir sagen mußte, daß dasselbe meine Klage, wie deutlich ich sie ausgedrückt zu haben glaubte, falsch gefaßt, mir Aeserungen untergelegt, die ich gar nicht gethan, und der Punkt den ich als Hauptsache hervorgehoben, in den Hintergrund gestellt habe. Wie sehr ich mich auch dagegen sträuben mochte, einem Gerichtshofe von so hohem Rufe

*) Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich bekennen, daß ich diesen Betrag bis heute (23. Jan. 1844) noch nicht bezahlt habe, er auch von mir noch nicht eingefordert worden ist.

einen solchen Irrthum Schuld zu geben, so ließ doch eine nochmalige Vergleichung meiner Klage mit der Entscheidung des Kammergerichts kein anderes Urtheil zu: ich mußte mir durchaus sagen, daß das Kammergericht das Sachverhältniß falsch gefaßt habe. Ich konnte mich daher auch nicht bei dessen Entscheidung beruhigen, sondern reklamirte gegen dieselbe an den Justiz-Minister in folgender Eingabe:

„Ew. Excellenz sehe ich mich genöthigt, eine Beschwerde gegen das hochlöbl. Kammergericht zu übergeben. Gegenstand und Veranlassung derselben ergeben sich aus den abschriftlich folgenden beiden Aktenstücken. Ich brauche wohl nur wenige Worte hinzuzufügen. Die Vergleichung der Klage und der Beantwortung ergiebt augenscheinlich, daß das hochlöbliche Kammergericht, um die Zurückweisung jener zu motiviren, mir Worte und Absichten unterlegt, die ich nicht ausgesprochen, nicht einmal angedeutet habe. Es sagt, „ich führte eigentlich nur über die verzögerte Entscheidung Beschwerde, ob mein Manuscript das Imprimatur

erhalten solle oder nicht"; davon erwähne ich aber kein Wort, sondern ich führe nur an, „daß ich bis jetzt nicht im Stande gewesen bin, mein Eigenthum von Herrn v. Lauer zurückzuerhalten;" ich klage also über Vor-enthaltung meines Eigenthums und beantrage auch weiterhin mit klaren Worten die Einleitung einer Vindicationssklage.

Das hochlöbliche Kammergericht läßt sich freilich auch auf meine Beschwerde wegen Vor-enthaltung des Eigenthums ein, aber nur um sie von sich ab- und dem Oberpräsidenten zuzuweisen, "weil ein Beamter, als welcher der Censor zu betrachten, nur durch die ihm vorgesetzte Behörde zur Erfüllung der ihm obliegenden Dienstverpflichtungen angehalten werden könne. Diese Folgerung würde richtig sein, wenn sie nicht durch meine, an den Herrn Kammergerichtsrath v. Lauer gerichtete, Erklärung, daß ich auf die hiesige Censur verzichte, aufgehoben würde. Herr Kammergerichtsrath v. Lauer existirt nur insofern und so lange als Censor für mich, als ihm ein Manuscript von

mir vorliegt; hat er mir dieses zurückgegeben oder ziehe ich es ihm zurück, was mir in jedem Augenblicke freisteht, so verliert er für mich seine Eigenschaft als Censor und wird Kammergerichtsrath. Nur über den Censor kann ich bei der vorgesetzten Behörde, dem Oberpräsidenten Beschwerde führen; ich kann mich bei dieser beklagen, wenn er das Imprimatur zu lange verzögert, oder wenn er sein Amt zu streng geübt, überhaupt in allen Fällen, wo er, meiner Meinung nach, über die Erfüllung seiner Dienstverpflichtungen hinausgegangen ist. In dem gegenwärtigen Falle liegt aber etwas ganz Anderes vor als Nichterfüllung seiner Dienstverpflichtungen, denn es handelt sich um eine Eigenthumsfrage, die ich nur beim Gerichte verfolgen kann. Daß ich aber eine solche gegen einen Beamten, nämlich gegen einen Hofgerichtsrath durchzuführen genöthigt bin, kann wohl an der Sache nichts ändern.

In Betracht dieser Umstände ersuche ich Ew. Excellenz, das Gericht zur Einleitung der von mir beantragten Klage, sowie zur

Niederschlagung der bereits entstandenen Kosten zu veranlassen."

Auch dieser Schritt hatte keinen Erfolg, wie aus dem nachfolgenden Bescheid des Herrn Justiz-Minister hervorgeht.

Berlin den 6. Mai 1843.

An den Literaten Herrn L. Puhl.

„Auf Ihre Beschwerde vom 3. d. M. wegen verweigerter Einleitung Ihrer Klage wider den Kammergerichtsrath Baron v. Lauer-Münchhofen wird Ihnen eröffnet, daß, wenn Sie ein Manuscript dem Kammergerichtsrath Baron v. Lauer-Münchhofen als Censor eingereicht haben, Sie sich wegen Rückgabe desselben nur an dessen in Censursachen vorgesezte Behörde wenden können."

Müller.

So stand ich denn am Ende dieses Instanzenzugs, mit der Aussicht einen neuen, nicht weniger weitläufigen, zu beginnen und mich, wenn dieser

erfolglos blieb, an Sr. Maj. den König zu wenden. Ich schickte mich eben dazu an, als ich folgendes Schreiben erhielt:

„In Verfolg meiner vorläufigen Bescheidung vom 16. v. M. benachrichtige ich Sie, daß das Manuscript „Beiträge zur Kenntniß und Würdigung des Preussischen Postwesens“ heute, nachdem es mir von Seiten des Herrn Ministers des Innern Excellenz, welchem es von mir mitgetheilt worden war, wieder zugegangen ist, dem Censor Herrn Kammergerichtsrath v. Pauer remittirt habe, an welchen Sie sich daher wegen Rückgabe zu wenden haben.

Ich eröffne Ihnen übrigens, daß das in Betreff des gedachten Manuscripts angeordnete Verfahren dadurch herbeigeführt worden ist, daß dessen Inhalt, abgesehen von mehrfachen darin enthaltenen Entstellungen und Unwahrheiten, zum Theil aus den Akten des General-Post-Amtes entnommen ist und nur auf unrechtllichem Wege in Besitz der Verfasser der betreffenden Aufsätze hat gelangen können, die,

wie die Handschrift ergibt, zwei wegen Dienstvergehen bestrafte und cassirte ehemalige Postbeamte sind. Je welcher Art Sie nach dieser Aufklärung über das betreffende Manuscript disponiren wollen, kann ich Ihnen nur überlassen."

Berlin, den 9. Mai 1843.

Nagler.

Nun habe ich allerdings das Manuscript wieder bekommen; aber habe ich auch mein Recht erhalten? Ich glaube nicht. Wenn die Vorenthaltung des Manuscripts eine durch die Gesetze nicht autorisirte Willkührlichkeit, eine Rechtsverletzung war, so ist dieselbe auch durch die simple Zurückgabe des Manuscripts nicht aufgehoben worden. Zur Herstellung des Rechtes bedurfte es der Erklärung, daß das angeordnete Verfahren ungeschlich gewesen. Diese konnte nur dann vermieden werden, wenn wirklich ein im Manuscript enthaltenes Delikt constatirt wurde, das aber, wie die Zurückgabe beweiset, nicht vorhanden war.

Zu dieser Rechtsverletzung kommt aber auch noch eine Rechtsverweigerung. Es ist mir nicht

einmal gelungen, mein, man mag sagen, streitiges Recht, zur gerichtlichen Entscheidung zu bringen, ja das Kammergericht hat sogar den Grundsatz ausgesprochen, daß man gegen einen Beamten nur bei der ihm vorgesetzten Behörde Recht suchen könne. Wie aber, wenn sich auch diese zur Auffassung des Beamten bekennt? Der Verlauf dieser Sache hat gezeigt, daß in gewissen Fällen, oder sagen wir auch in diesem einzelnen Falle, an den Thron hätte recurriert werden müssen, nicht um Gnade, sondern um Recht zu finden.

Und was muß die Folge einer solchen Rechtsverletzung sein? Sie kann offenbar nur dazu beitragen, ein Gefühl zu schwächen, welches in unserm Staatsorganismus eine so wesentliche Stelle einnimmt: ich meine das Vertrauen. Die Censur erscheint durch diesen Vorfall in einem neuen Lichte, nicht mehr bloß als präventive Behörde, sondern als inquisitorische Anstalt, welche in den ihr vorgelegten Manuscripten Delikten nachspürt und sie zur Bestrafung denunciirt. Dadurch kann nur Mißtrauen erzeugt werden. Bei mir ist dieß wenigstens der Fall: ich bin noch immer der Meinung, daß

dem betreffenden Manuscripte das Imprimatur auch in Berlin nicht versagt werden könnte. Aber ich fürchtete neue Weitläufigkeiten; um diesen zu entgehen, habe ich es von der hiesigen Censur zurückgezogen und lasse es anderwärts drucken. Kann man mir daraus einen Vorwurf machen?

Noch bleiben mir einige Einwendungen zu beantworten, welche sich der Veröffentlichung entgegenzusetzen scheinen. Zunächst die, warum ich mich durch die „mehrfachen Entstellungen und Unwahrheiten“ nicht von der Herausgabe abhalten lasse. Das wäre allerdings ein sehr gewichtiges Bedenken, wenn die Erfahrungen der letzten Zeit nicht zu oft gezeigt hätten, daß die Behörden einen eignen Sinn mit den „Entstellungen und Unwahrheiten“ verbinden und nur zu häufig Alles so nennen, was von ihrer eignen Auffassung abweicht. Uebrigens habe ich Alles gethan, was ich thun konnte, um die betreffenden Aufsätze von den möglicherweise darin vorhandenen Unwahrheiten und Entstellungen zu reinigen. Nach der Rückgabe des Manuscriptes schrieb ich an Sr. Excellenz den Herrn General-Post-Registrator, daß es mir nur um die Wahrheit

zu thun wäre, und daß ich keineswegs gesonnen sei, mich zu „Entstellungen und Unwahrheiten“ herzugeben; ich ersuchte ihn daher, mir die „Entstellungen und Unwahrheiten“ anzugeben und verpflichtete mich, seine Bemerkungen zu berücksichtigen.

Auf dieses Schreiben erhielt ich folgende Antwort:

„Da Sie nicht verschmäht haben, sich zu den, die Postverwaltung betreffenden, Aufsätzen, welche Sie der Öffentlichkeit zu übergeben gedenken, vorzugsweise der Feder wegen Amtsvergehen cassirter Postbeamten zu bedienen *), so hätten Sie sich selbst bescheiden können, daß es der Würde einer Staatsbehörde widerstrebt, sich bei einer solchen Gemeinschaft, auf irgend eine Weise — und wäre es selbst nur zum Zwecke der Beseitigung der in jenen Aufsätzen

*) Diese Aeußerung könnte den Schein erregen, als ob ich die betreffenden Aufsätze gesucht hätte, als ob sie in meinem Auftrag oder auf meine Veranlassung geschrieben worden wären, was keineswegs der Fall ist.

vorkommenden Unwahrheiten und Irrthümer,
zu betheiligen.

Indem sich hierdurch ihr Gesuch v. 23.
d. M. erledigt, mögen Sie von dem Ihnen
zurückgegebenen Manuscript immerhin denjenigen
Gebrauch machen, zu welchem Sie sich nach den
Gesetzen befugt halten.“

Berlin, den 31. Mai 1843.

Der Geh. Staats-Minister und
General-Post-Meister

Ragler.

Also die Verfasser dieser Aufsätze sind „wegen
Amtsvergehen cassirte Postbeamte,“ „zwei wegen
Dienstvergehen bestrafte und cassirte ehemalige Post-
beamte.“ Wird mich das nicht abhalten? Auch
das nicht. Man kann ein schlechter Beamter sein,
wegen Dienstvergehen cassirt werden, und doch ein
guter, ein verständiger und gebildeter Mensch sein.
Ueberhaupt muß es mir ganz gleichgültig sein, welches
Sittenzengniß die Behörde den Verfassern ausstellt;

ich habe bloß darnach zu fragen, ob die von ihnen gelieferten Materialien oder Aufsätze geeignet sind, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Uebrigens glaube ich meiner Pflicht gegen das General-Post-Amt genügt zu haben, indem ich die von demselben erhobenen Aufstellungen ebenfalls veröffentliche; wer daran Anstoß nehmen will, mag es thun.

Aber der Inhalt der Aufsätze ist „zum Theil aus den Akten des General-Post-Amtes entnommen und hat nur auf unrechtllichem Wege in Besiß der Verfasser der betreffenden Aufsätze gelangen können.“ Diese Frage kann ich nicht untersuchen; ich muß annehmen, daß die Verfasser zu dem, was sie thaten, berechtigt waren. Uebrigens würde auch wohl die Frage so gestellt werden müssen, ob ein ehemaliger Beamter befugt sei, über Gegenstände der Verwaltung zu schreiben, welcher er früher angehörte. Gesteht man ihm diese Befugniß zu, so muß man auch zugeben, daß er die Erfahrungen, Kenntnisse u. s. w., die er in seinen Dienstverhältnissen gemacht hat, nicht zurücklassen kann.

Meiner Ansicht nach würden alle diese Bedenken nur dann Gewicht haben, wenn diese Aufsätze per-

fönliche Zwecke verfolgten, wenn sie Pläne der Rachsucht, des Ehrgeizes u. s. w., zu befriedigen suchten, wenn sie ihre amtlichen Erfahrungen zur Mittheilung von Skandalosen ausbeuteten. Solche zu befördern, wäre aber überhaupt, und auch ohne die gegen sie erhobene Einwendungen, nicht thunlich gewesen. Dieselben fallen dagegen fort, sobald es sich nur um reine sachliche Darstellungen handelt.

Portofreiheiten u. Postfreipässe.

Wenn schon bei einer andern Gelegenheit (in dem 4. Hest des Patrioten) die übergroße Sparsamkeit des General-Postamts in Bezug auf den Besoldungs- und Gratifikationsfonds zum Nachtheil der Beamten besprochen worden ist, so wollen wir jetzt einen andern Gegenstand abhandeln, bei dem sich eine größere Freigebigkeit derselben Behörde zum Nachtheil der Staatokasse gezeigt zu haben scheint. Dies sind die Portofreiheiten und Postfreipässe.

Im Jahre 1788 betrug nach amtlichen Quellen das, für die mit den Posten frei beförderten Briefe, Gelder und Pakete in königlichen Dienst-

sachen notirte Porto 246,000 Thlr. Diese Summe ließ schon damals auf große Mißbräuche der portofreien Rubrik schließen, und es erschienen, um denselben zu steuern, nach und nach die Kabinetts-Ordres vom 10. Dezbr. 1789, 23. Sept. 1791, 28. Mai und 6. Juni 1801, welche alle die strengsten Controllen und Einschränkungen befahlen. Dennoch stieg die Summe des für diese Sendungen notirten Porto von Jahr zu Jahr höher, und erreichte endlich im Jahr 1819 den Betrag von 979,000 Thl., 1821 — 1,036,679 Thl., 1822 — 1,142,856 Thlr., und 1823 gar 1,209,497 Thlr. Die Einnahme für Beförderung aller portopflichtigen Briefe, Gelder und Pakete betrug dagegen im letzteren Jahre pptr. 4,524,000 Thl., die portofreien Gegenstände nahmen also den dritten Theil aller mit den Posten beförderten Gegenstände ein. Dieses Mißverhältniß konnte nicht länger mehr übersehen und geduldet werden. Die von des Königs Majestät zur Revision des Staatshaushalts niedergesetzte Commission brachte daher dasselbe in ihren Verhandlungen v. 19. und 21. Februar 1827 bei dem Könige zur Sprache und ließ sich wörtlich

über Postfreipässe (die jedoch in vorangeführten Summen nicht mit begriffen sind) und Portofreiheiten dahin aus:

Postfreipässe.

„Es ist bekannt, daß sonst mit solchen ein Mißbrauch getrieben, und der Postverwaltung viel Nachtheil zugefügt worden ist. Da jede Behörde die nöthigen Fonds zu Reisekosten hat, so wird die Ertheilung von Postfreipässen nur ausnahmsweise an notorisch dürftige Personen, welche nothwendige Reisen nachweisen, dem Generalpostamte in den Fällen zu gestatten sein, wo die Post nicht vollständig besetzt ist u.“

Portofreiheit in Königlichem Dienst- sachen.

„Der notirte Betrag des deshalb nicht erhobenen Porto ist in einem ganz auffallenden Steigen. Bei dieser Zunahme des Betrags wird auf alle Weise darauf bedacht zu nehmen sein, dem Mißbrauch, der mit der Portofreiheit getrieben wird, möglichst zu begegnen. Es ist nöthig, die Behörde ernstlich darauf aufmerksam zu

machen und streng zu untersagen, irgend eine Privatkorrespondenz unter Dienstsiegel zu benutzen, und festzusetzen, daß der Uebertreter das erste-mal mit 50fachem Porto und im wiederholten Falle mit Entlassung bestraft werden solle rc."

Die vollständigen Verhandlungen gedachter Commission vom 19. und 21. Februar 1824 wurden dem Generalpostamte vom Könige mittelst Kabinettsordre vom 31. August 1824 mit dem Befehl zugefertigt, die von der Commission vorgeschlagenen, in den Protokollen enthaltenen Maßregeln zur Ausführung zu bringen, und die gemachten Bemerkungen gehörig zu beachten. Ferner sprach in dieser Ordre der König seinen ernstesten Willen aus, Ordnung, klare Uebersicht und Sparsamkeit in den Staatshaushalt zu bringen, und weiterhin speciell in Bezug auf die Portofreiheiten: „die in dem Protokoll enthaltenen Bemerkungen wegen des Mißbrauchs der Portofreiheit in Königlichen Dienstsachen, sowie wegen Verminderung der Nebensuhrtransportkosten in Bezug auf diese Dienstsachen und namentlich der Gelder und Effekten, habe Ich dem Staatsministerium mitgetheilt

und die nöthigen Verfügungen an die Behörden erlassen.“

Auf diese Anregung mußte etwas von Seiten des Generalpostamts geschehen; es wurde auch von demselben beschlossen, durchgreifende Maßregeln zu nehmen, namentlich aber zur Vermeidung aller künftigen Streitigkeiten mit andern Behörden und jeder Willkührhandlung bei künftigen Ertheilungen von Portofreiheiten, ein Regulativ über die Portofreiheit zu entwerfen und dem Könige zur Genehmigung und Vollziehung vorzulegen, welches bestimmte Grundsätze über die Berechtigung zur Portofreiheit ein für allemal festsetze. Das Erscheinen dieses beabsichtigten Regulatives wurde auch schon vorläufig in dem neuen Portotaxregulativ vom 18. Dezbr. 1824 angekündigt und versprochen.

Die Verhandlungen über diesen Gegenstand begannen in den Konferenzen des Generalpostamts zu Ende des Jahres 1824. Allgemein wurde in denselben anerkannt, daß die Befreiung von der Portozahlung schon in ihrer damaligen Ausdehnung nicht in den Gesetzen begründet sei und sich so ausgebreitet habe, daß es unmöglich sei, sie noch

zu übersehen, daß es endlich eines wahren Studiums für die Beamten bedürfe, aus der ungeheueren Masse von speciellen Vorschriften, welche 2 Octavbände einnahmen, die für jeden Fall richtige aufzufinden und anzuwenden. Der erste Vorschlag ging dahin, auf Aufhebung aller Portofreiheiten anzutragen, weil die Postverwaltung gleich andern Staats-Instituten das Recht haben müsse, in sich abgeschlossen dazustehen, also sich für alle ihre Leistungen, unbedingt auch von Königlichen Behörden bezahlen zu lassen, allen Privat-Instituten, Corporationen und Vereinen ic.. aber, wenn sie auch einen wohlthätigen oder gemeinnützigen Zweck verfolgten, Portofreiheit rechtlich nicht gewährt werden dürfe. Durch die Ausführung dieses Grundgedankes wäre nicht allein jeder Mißbrauch bei den übrigen Verwaltungsbehörden für immer gänzlich beseitigt gewesen, sondern derselbe scheint auch der allein richtige, in Recht und Billigkeit begründete zu sein, und wird gewiß auch bei uns noch, wie in England und andern Staaten, zur Geltung gelangen; dennoch ließ ihn das Generalpostamt wieder fallen, weil es ihn damals für unausführbar

hielt. Hierauf beschloß dasselbe, nun die Portofreiheit unbedingt nur auf Königliche Verwaltungsbehörden in reinen Staatsangelegenheiten einzuschränken, und auch diese einer strengen Controlle, durch fortwährende Revisions-Commissarien zu unterwerfen, welche das Recht haben sollten, die portofreien Sendungen, nach den Akten der Behörden zu kontrolliren und Antheil von den für Contraventionen festgesetzten Strafen zu beziehen.

In diesem Sinne wurden alle vorbereitenden Einleitungen gemacht, die nöthigen Instruktionen, Immediat-Vorträge und, was die Hauptsache war, das schon früher angekündigte Regulativ über die Portofreiheit entworfen. Dieses Regulativ, das jedoch nicht zur Ausführung kam, wie wir später sehen werden, enthielt unter andern folgende Bestimmungen:

- §. 1. Alle bisherigen Bestimmungen über Portofreiheit werden hiermit aufgehoben.
- §. 2. Uneingeschränkte Befreiung von Zahlung des inländischen Porto genießen nur der Landesherr und sämtliche Prinzen und

Prinzessinnen des Königlichen Hauses, in ihren eigenen Angelegenheiten.

§§. 3 bis 12 glichen in ihrer Fassung mehr speziellen Instruktionen als aufgestellten Prinzipien und waren zu weitschweifig, um hier wörtlich aufgenommen werden zu können; der Sinn war jedoch mit bestimmten Worten der: nur Sendungen in reinen Staatsangelegenheiten sind von der Portozahlung befreit, um die Zahlungen aus einer Kasse in die andere zu verhüten.

§. 13. Staats-Institute, deren Verwaltungen, Fabrikation, Handel oder sonstigen Betrieb bezwecken, Kommunal-, Privat- und sonstige Anstalten, Institute, Korporationen u., haben grundsätzlich für ihre Korrespondenz, Paket- und Geldsendungen das tarifmäßige Porto zu entrichten.

§. 26. Bewilligung von Portofreiheit kann nur von Mir *) ausgehen u.

*) Das Regulative war zur Vollziehung des Königs bestimmt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß, wenn man nicht die Portofreiheiten ganz aufheben wollte, man auch nicht gut bestimmtere Maßregeln zur Verhütung größerer Mißbräuche ergreifen konnte. Durch dieselben wurde die Befreiung von Portozahlung auf reine Staatsangelegenheiten beschränkt, die etwaige Bestimmung von Ausnahmen dem Könige vorbehalten und dadurch dem Generalpostamte selbst die Möglichkeit des Mißbrauchtreibens, mit Bewilligung von Portofreiheiten, benommen. Man muß die Gründlichkeit dieser Entwürfe anerkennen, die endlich auch so weit gediehen waren, daß sie dem Könige zur Genehmigung und Vollziehung vorgelegt werden konnten, aber deshalb um so mehr staunen, wenn man hört, daß plötzlich Alles zurückgelegt, und der Sache keine weitere Folge gegeben wurde, sondern man nur wieder Alles so gehen ließ, wie es eben ging. Welche Hindernisse dieser endlichen, so nothwendigen Regulirung der Portofreiheiten entgegengetreten waren, ist nicht bekannt geworden, gewiß ist nur, daß das im Porto-regulativ vom 18. Dezember 1824 angekündigte Regulativ über die Portofreiheit bis heute nicht

erschienen ist, und daß durch das Nichterscheinen desselben

dem Chef des Postwesens, die ihm durch die Postordnung erteilte unbedingte Portofreiheit in seinen eigenen Privat-Angelegenheiten, die außer ihm kein anderer Minister genießt,

und

- dem Generalpostamte die bis dahin und ferner observanzmäßig ausgeübte Befugniß zur Ertheilung von Portofreiheiten erhalten wurde, welche beide Befugnisse durch jenes Regulative, wenn es zur Geltung gelangte, aufgehoben gewesen wäre, vide S. 2 u. 26.

Wenn nun aber auch das Generalpostamt selbst so die Sache ruhen ließ, so muß man den übrigen Verwaltungsbehörden dennoch darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihrerseits, in Folge der vom Könige direkt erhaltenen Befehle, Alles thaten, um nicht allein den herrschenden Mißbrauch in Benutzung der portofreien Rubrik durch die Beamten abzuschaffen, sondern auch eine bedeutende Verminderung des Porto für Sendungen in königlichen Dienst-

sachen und Ersparnisse in den extraordinaircn Posttransportkosten dadurch herbei zu führen, daß schwere Pakettransporte, den Bemerkungen der Staatshaushalts-Revisions-Commission gemäß, durch Frachtfuhrgelegenheit bewirkt, die bisherigen unnöthigen Hin- und Hersendungen großer Geldsummen von den Special- an die Hauptkassen und zurück abgeschafft, unnütze Korrespondenzen vermieden, leichtere Papiersorten eingeführt, die Räume derselben bei Ausfertigungen vollständig benützt, und endlich die zweckmäßigsten Kontrollen von ihnen selbst angeordnet wurden, um nicht allein den Mißbrauch, sondern auch nur Irrthum bei Benützung der portofreien Rubrik zu verhüten.

Diese allgemein mit vieler Konsequenz durchgeführten Maßregeln der verschiedenen Verwaltungsbehörden konnten nur einen äußerst günstigen Erfolg haben, und wir glauben, nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß dadurch das Porto für Sendungen der Königl. Behörden in Dienst-sachen, wohl um ein Viertel gegen früher vermindert wurde, so daß man für alle Portofreiheiten nach dieser Zeit — weil bis zum Jahre 1823 die

Portofreiheit auf nur sehr wenige Privat-Institute ausgedehnt war — nur noch auf die Summen von pptr. 900,000 Thlr. annehmen darf. Wenn wir bei Annahme dieser Summe irren, so wollen wir gern eine durch Beweise überzeugende Berichtigung entgegennehmen; vermindert müssen sich jedoch diese Kosten für Sendungen der Königl. Behörden, wie die Sachen jetzt liegen, gegen das Jahr 1823 sehr bedeutend haben.

Behalten wir nun aber diese erfolgreichen Bestrebungen der verschiedenen Verwaltungsbehörden, die gemessenen Befehle des Königs in den verschiedenen Cabinets-Ordres im Auge, so weiß man nicht, was man davon denken soll, wenn man zu der Ueberzeugung gelangt, daß, alle dem zuwider, das für portofrei mit den Posten beförderte Gegenstände notirte Porto dennoch jetzt in der That nicht allein die frühere Höhe, wie zuletzt 1823, erreicht hat, sondern sogar weit, weit übersteigt, und es verlohnt sich wohl der Mühe, die Ursache davon zu erforschen. Das Porto für diese Gegenstände beträgt wieder 1 Million 4 bis 500,000 Thlr. Wie gern wir auch diese Angabe, obgleich

sie eigentlich keines Beweises bedürfen möchte, durch eine Berechnung der im Jahre 1841 mit den Posten frei beförderten Briefe, Gelder und Pakete unterstützen wollten, so müssen wir doch davon absehen, indem das Generalpostamt mit dem Veröffentlichlichen dieser statistischen Notizen mit dem Jahre 1837 muthmaßlich aus dem Grunde aufgehört hat, weil man zu dieser Zeit im Publikum, wie in öffentlichen Blättern dieselben als Basis nahm, Vergleichen des geringen Resultats des Postwesens mit der dazu verwandten ungeheuern Masse theurer Transportmittel anzustellen, und diese Vergleichen dem Generalpostamte ansehnlich unbequem zu werden, da sie zu genau darthaten, daß dieser Verwaltung keine gesunde Staatsökonomie zu Grunde liegt. So müssen wir uns denn auch hier begnügen, die Resultate des Jahres 1837 zur Basis zu nehmen.

Im Jahre 1837 sind nach den in der Staatszeitung mitgetheilten Notizen mit den Posten befördert worden:

103,721,000	Thaler	portofreie	Gelder	und
4,603,000	"	"	Pakete.	

Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß bei weitem der allergrößte Theil dieser Gelder in Sendungen von wenigen Thalern bestanden hat, für die immer mindestens das doppelte Briefporto erhoben werden mußte, und oft viele solcher Sendungen dazu gehörten, um 100 Thlr. voll zu machen, für welche das Porto nicht mehr betragen hätte, als für jede kleine Sendung einzeln zu zahlen gewesen; ferner daß die Palette wieder zum größten Theil aus Aktensendungen bestanden, die einer besondern höhern Taxe, als gewöhnliche Pakete unterliegen, und diese wiederum zum großen Theil aus Paketen unter einem Pfunde und von wenigen Pfunden bestanden, für welche immer das Minimum des vierfachen Briefporto zu erheben gewesen sein würde, so glauben wir noch fast unter der Wahrheit zu bleiben, wenn wir bei unserer Berechnung hier, für jede 100 Thlr. 12 Sgr. und für jedes Pfund Gepäck 1 Sgr. annehmen; dann aber beträgt das Porto für:

103,721,000 Thl. à 100 Thl. zu 12 Sgr.

417,884 Thl.

4,603,000 Pfund à 1 Sgr. 153,433 $\frac{1}{2}$ Thl.

Im Jahre 1823 war das für portofreie Sendungen notirte Porto, gleich der Hälfte der Gesamt-Einnahmen für portopflichtige Sendungen, wie wir früher gezeigt haben; im gleichen Verhältniß mußte also auch die Korrespondenz zu einander stehen, wir wollen jedoch nur, um sicherer zu gehen, obgleich sich die Portofreiheiten sehr bedeutend vermehrt haben, annehmen, daß die portofreie Korrespondenz 1837 noch nicht ganz dem dritten Theil der portopflichtigen gleich kam, also, da 1837 — 34,325,499 Stück portopflichtige Briefe befördert wurden, 10,000,000 Stück Briefe betrug. Nun müssen wir aber berücksichtigen, daß hierunter alle Aktensendungen bis 16 Loth mitbegriffen sind, für die immer mindestens 4faches Briefporto zu erheben gewesen wäre, wenn wir die höhere Tare bei erfolgter Versendung mit den Schnellposten unberücksichtigt lassen wollen, so daß wir denn ohne Uebertreibung durchschnittlich:

5,000,000 St.	als 1fach à 2 Sgr.	10,000,000 Sg.
4,000,000 „ „	2fach à 4 „	16,000,000 „
1,000,000 „ „	3fach à 6 „	6,000,000 „
32,000,000 Sgr. = 1,066,666 $\frac{1}{3}$ Thl.		

also überhaupt wie im Jahre 1837 für portofreie Sendungen notirted Porto von 1,637,983 $\frac{2}{3}$ Thl. rechnen dürfen.

Wir glauben zwar, daß eine solche Berechnung, wie hier aufgestellt, nicht unbedingt genau zutreffend sein kann, doch werden wir nicht weit von der Wahrheit geblieben sein, und diese gewiß, wenn uns das Generalpostamt Aufklärung geben will, innerhalb der von uns weiter vorn angenommenen Summe finden, also bis gegen 1,400,000 Thlr. die wir festhalten wollen.

Diese auffallende Steigerung dürfen wir, bei den erfolgreichen Bestrebungen der andern Verwaltungsbehörde, eine Verminderung der portofreien Sendungen ihrer Ressorts herbeizuführen, nur in dem ausgedehnten Gebrauche suchen, den das Generalpostamt von der althergebrachten observanzmäßigen Befugniß, auch an Privat-Institute, Corporationen und Vereine u., die Portofreiheit zu verleihen, so daß wir nach Abzug des Portobetrags von 900,000 Thl. für die Sendungen der Behörden auf die portofreien Sendungen der Pri-

rat-Institute ic. ppt. 4 bis 500,000 Thlr. rechnen dürften.

Wir wollen das Generalpostamt ohne Grund keiner Uebergrieffe über seine Befugnisse beschuldigen, aber das früher observanzmäßig ausgeübte Recht zur Ertheilung von Portofreiheiten, das es in dem entworfenen, aber nicht zur Ausübung gebrachten Regulativ selbst aufgegeben hatte, scheint uns dennoch, wenn keine besondere spätere Verleihung damit, wie uns nicht bekannt geworden ist, stattgefunden hat — durch die Anstellungs-Kabinetts-Ordre für den gegenwärtigen Chef der Verwaltung vom 4. April 1823 indirekt aufgehoben worden zu sein; dieselbe lautet nämlich auszugsweise:

„Ich will Sie auf Ihre Anträge vom 14. v. M. zum Generalpostmeister und Chef des gesammten Postwesens ernennen.

In dieser Eigenschaft sollen Sie die Verwaltung in ihrem ganzen Umfange selbstständig führen, auch innerhalb der Grenzen der Etats, welche mit Konkurrenz der General-Kontrolle zu entwerfen, und von Mir zu

vollziehen sind, disponiren, und auf die laufende Verwaltung sich beziehende Anträge unmittelbar an mich zu richten befugt, dagegen aber gehalten sein, Veränderungen und neue Einrichtungen, welche nicht bloß den technischen Dienst betreffen, sondern auf Leistungen und Vergleichen der Unterthanen, so wie auf den Handelsverkehr, auf politische Verhältnisse, oder auf auswärtige Staaten Bezug haben, dem Staatsministerium einen Entwurf vorzulegen, welches darüber mit Ihnen in Berathung treten, und demnächst meine Entscheidung einholen wird."

Zu den Leistungen und Vergleichen der Unterthanen glauben wir nun aber die Verpflichtung zur Portozahlung, und die Befreiung von derselben rechnen zu müssen, nicht aber zum technischen Dienst, um so mehr, als die Kosten für Beförderung der befreiten Gegenstände den zur Portozahlung Verpflichteten zur Last fallen müssen, denen also dadurch eine unfreiwillige, gesetzlich nicht be-

gründete Steuer aufgelegt wird, denn die große Ausdehnung der Portofreiheiten muß nothwendig auf das Gesamteinkommen und den als Beitrag zur Bestreitung der Staatsverwaltungs-kosten geforderten Ueberschuß aus der Postverwaltung sehr nachtheilig einwirken.

Seit dem Jahre 1823 ist fast kein Institut, kein Privatverein u. entstanden, der nicht, wenn er nur einen einigermaßen gemeinnützigen oder wohlthätigen Zweck nachweisen oder eine Fürsprache für sich geltend machen konnte, die Portofreiheit nicht für sich beantragt und vom Generalpostamte erhalten hätte. Und gingen wir nun alle durch, so ist vielleicht unter allen kein Verein, dessen Wirken für den ganzen Staatsverband so allgemein wohlthätig oder gemeinnützig befunden würde, daß er mit Recht auf so große Unterstützung aus einem Staatsfonds Anspruch machen könnte, zu dem jeder Unterthan seinen Theil beiträgt, wir würden vielleicht gar finden, daß der beste von ihnen nicht mehr, wohl aber noch weniger vortheilhaft auf das allgemeine Wohlssein der ganzen Nation wirkt, als

jede andere Privat-Industrie-Anstalt, die nicht nur nicht unterstützt, sondern besteuert wird. Hier ist nicht Raum, all die begünstigten Anstalten und Vereine namhaft zu machen und ihre Tendenz zu untersuchen, wir wollen nur auf einige hinweisen. Ist z. B. der fast nur zur Belustigung der Reichen gegründete Verein für Pferdedressur und Rennen denn so gemeinnützig und auch wieder — man berücksichtige den Stand der Mitglieder — so sehr bedürftig? — Sind die Vereine zur Bekehrung der Juden hier und in Palästina, der Heiden in Asien, Afrika, Amerika und Australien denn für uns so wichtig, gemeinnützig und wohlthätig? — Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß sich wirklich recht lobenswerthe und wohlthätige Vereine gebildet haben, aber sie sind doch immer nur von Communal- oder Provinzial-Interesse, und werden dort auch die verdiente Unterstützung finden; aber mit dem allgemeinen Staatsinteresse stehen sie nicht in so genauer Verbindung, um auf Portobefreiung rechtlich Anspruch zu haben, daß man das Wohl aller Unterthanen darüber hintansetzen

dürfte. Für das allgemeine Wohl ist nur noch zu viel zu thun.

Wir geben Steuern gern, ohn' saure Miene,
Sind nicht verhindert wir, sie zu verdienen.

Bevor man ins Einzelne geht, bevor man die Fürsorge über unsere Landesgrenzen hinaus erstreckt, befreie man die eigenen und alle Unterthanen von den sie drückenden Fesseln, vom hohen Briefporto, vom Fahrpostmonopol, welche bei uns den Verkehr niederhalten; dann wird mehr allgemeiner Wohlstand hier eintreten, mit ihm werden sich auch die Gesamteinkünfte des Staates erhöhen, und dieser, wie der Privatmann, werden dann mehr im Stande und geneigt sein, den Anstalten und Vereinen, welchen wir jetzt die Portofreiheit streitig machen, die Unterstützung, welche sie je ihrer Tendenz und ihres wohlthätigen Einflusses nach verdienen, auf andere zweckmäßigere Weise, als bisher zu Theil werden zu lassen.

Wir glauben gern, daß es der Postverwaltung schwer werden wird, sich eines so schönen Präro-

gativs zu entäußern, in dessen Ausübung ein so gutes Mittel lag, sich populär zu machen, wie sich z. B. aus folgender Zeitungsnottiz ergibt:

Coblenz, den 19. November 1842.

Unser Projekt der Blinden-Anstalt gedeiht. Der Herr Generalpostmeister Excellenz hat unterm 4. d. dem General-Comite die Portofreiheit für die ganze Monarchie, den Bezirks- und Kreis-Comites dieselbe, jedoch nur für die Rheinprovinz ertheilt.

Es ist dies Alles recht gut und schön, am wenigsten wollen wir dem lobenswerthen Zweck gedachter Anstalt entgegentreten, ihr vielmehr auch recht aufrichtig das beste Gedeihen wünschen, aber höhere Rücksichten dürfen darüber nicht vernachlässigt werden. Die Commune Coblenz und so auch alle Gründer aller Anstalten und Vereine, werden gewiß gerne auf ihre einseitigen Vortheile verzichten, ohne ihr Unternehmen aufzugeben, sobald sie die Ueberzeugung erlangen, daß Verbesserungen von allgemeinerem Interesse darunter leiden.

Wir haben weiter oben gesagt, daß das Porto, welches für Sendungen der mit der Portofreiheit

belehnten Privat-Anstalten und Vereine nicht zur Vereinnahmung gekommen ist, pptr. 3 bis 400,000 Thlr. betragen kann; eine solche Summe jährlich der Willkühr einer Verwaltungsbehörde zum Verschwenken zu überlassen, läßt sich wohl nicht rechtfertigen, und eine Behörde, die in dieser Hinsicht ihre vermeintlichen oder wirklichen Befugnisse so weit ausdehnt, würde man mit Recht des Mißbrauchs derselben beschuldigen müssen, wenn wir uns in diesem Falle die Sache nicht dadurch zum Theil erklären wollten, daß es dem Generalpostamte nach seinem eigenen Ausspruche schon im Jahre 1823 nicht mehr möglich war, die Portofreiheit zu übersehen, und, da es die Maßregeln, diese Angelegenheit zu ordnen, zu jener Zeit unterließ, und nie wieder aufnahm, später, wo die Portofreiheit freilich durch eigene Veranlassung noch größere Ausdehnung gewonnen hatte, es ihm jetzt noch viel weniger möglich war, die nöthige Uebersicht zu erhalten, daß es selbst nicht mehr wußte, wie weit es darin gegangen war.

Doch dürfte es nun endlich wohl an der Zeit sein, die Frage aufzustellen: wie das Generalpost-

amt denn eigentlich den in der Rabinetsordre vom 31. August 1824 ausgesprochenen ernstesten Willen des Königs, Ordnung, klare Uebersicht und Sparsamkeit in den Staatshaushalt zu bringen, erfüllt hat?

Wie weit den Unterthanen die gewünschte Portoremäßigung und Erleichterung des Postzwangs gewährt werden könne, hat des Königs Majestät von der Lösung der Frage abhängig gemacht, wie dies ohne Verlust an den bisherigen Ueberschüssen aus der Postverwaltung möglich zu machen sei? Diese Portofreiheitsangelegenheit kann viel zur Lösung dieses Problems beitragen, wenn man die Wahrheit anerkennen will, daß die gesammten Unterthanen das Recht haben, ihrer aller gemeinsames Wohl dem Communal- und Provinzial-, wie zum Theil außereuropäischen Interessen vorgezogen, kurz wenigstens alle Privat-Portofreiheiten aufgehoben, und dem Generalpostamte die Macht genommen zu sehen, künftig gleiche Freigebigkeiten zu begehren.

Einen zweiten Mißbrauch hatte die Commission zur Revision des Staatshaushalts 1824, bei

Ertheilung von Postfreipässen zur Sprache gebracht; auch jetzt scheint noch eine größere Einschränkung bei Ertheilung von Freipässen zu unentgeltlichen Reisen mit der Post nothwendig und gerecht, so wie die Erneuerung der Bestimmungen, welche Personen darauf Anspruch haben sollen, und solche dem Generalpostamte zur strengen Beachtung für die Zukunft statt des jetzigen Gebrauchs zu empfehlen. Die Postfreipässe, welche an Postbeamten zu Dienstreisen verabreicht werden, bleiben außer Betracht, sondern nur auf diejenigen wollen wir hinweisen, welche an Privatpersonen gegeben werden und die Benennung „Gnaden-Postfreipasse“ führen. Schon die Bezeichnung, „Gnaden-Passe“ halten wir für nicht gerechtfertigt und für unpassend; denn das Generalpostamt legt sich dadurch ein Prärogativ bei, von dem wir glauben, daß es nur ein alleiniges Attribut des Thrones sei, den Ministern und Verwaltungs-Chefs sind zwar mit Recht gewisse Dispositions-Befugnisse vom Könige ertheilt, doch jedenfalls immer nur in gewissen Grenzen, und die Ausübung dieser Dispositions-Befugnisse muß sich wohl auf Recht und Willigkeit,

nicht aber auf persönliches Wohlwollen oder andere Privatrücksichten gründen, mit einem Wort, darf nicht ein Ausfluß reiner Gnade sein, die auf die Bedürftigkeit und wirkliche Ansprüche Rücksicht nimmt.

Daß in dem vorliegenden Falle wenigstens die Ausübung der Befugniß, Postfreipässe zu ertheilen, nicht reine Gnadensache des Generalpostamts sein soll, dafür spricht ganz unzweideutig die, in den Verhandlungen der Commission zur Revision des Staatshaushalts vom 19. und 21. Februar 1824 enthaltene, und vom Könige durch die Cabinets-Ordre vom 31. August 1824 als Grundsatz bestätigte Bemerkung:

„Es ist bekannt, daß sonst mit solchen (Postfreipässen) ein außerordentlicher Mißbrauch getrieben, und der Postverwaltung viel Nachtheil zugefügt worden ist.

Da jede Behörde die nöthigen Fonds zu Reisekosten hat, so wird die Ertheilung von Postfreipässen nur ausnahmsweise dem

Generalpostämte an notorisch dürftige Personen, welche nothwendige Reisen nachweisen, in den Fällen zu gestatten sein, wo die Post nicht vollständig besetzt ist."

Wir glauben, daß dieß so bestimmt gesprochen ist, daß kein Zweifel über die Ausdehnung der Befugnisse des Generalpostamts in dieser Hinsicht aufkommen kann; es wird Niemanden ein unbedingter Anspruch gegeben, es wird aber auch nicht der willkürlichen Gnade des General-Postamtes überlassen. Die Festhaltung dieser Grundsätze scheint aber seit langer Zeit gelockert zu sein, die Ertheilung von Postfreipässen gehört längst nicht mehr zu den Ausnahmen, Dürftigkeit entscheidet nicht in allen Fällen, oft die persönliche Stellung des Bittstellers im Leben. Wir haben hierüber Beobachtungen angestellt und haben gefunden, daß nur wenige von den auf Freipässe Reisenden grundsätzlich darauf Anspruch machen durften; wir bemerkten nicht selten wohlhabende Personen aus den ersten Ständen, selbst Adelige darunter, die

Vergnügungsreisen machten. Auf diese Weise hat die Ertheilung von Postfreipässen durch das Generalpostamt eine Ausdehnung gewonnen, wie wir dieselbe zu keiner Zeit gekannt haben, und die Staatskasse hat dadurch Summen verloren, die man nicht als unwesentlich betrachten darf. Nicht minder werden dadurch große Arbeitskräfte erfordert, die einem bessern Zweck zugewendet, und erspart werden könnten, man erwäge nur, welche Masse von Arbeit Behufs dieser sogenannten Gnadensache in der Befolgung der in den §§. 784 bis 816 der Darstellung des Postkassen- und Rechnungswesens gegebenen Vorschriften liegt.

Die Mysterien von Paris.

Von Eugene Sue.

Die Mysterien haben großes Aufsehen in der Welt gemacht, und schon drängen sich die Nachahmungen in Masse. Man will den verborgenen Grund, die „unterste Schicht“ der Gesellschaft kennen lernen, und neugierig blickt man sich in den finsternen, grauenvollen Winkeln um. Aber mit welchen Augen schaut man hinein? Mit dem Auge der gesicherten Sittsamkeit, des tugendhaften Schauers. „Welch' ein Abgrund des Verderbens, welche Gräuel, welche Tiefe des Lasters! Herr Gott, wie darf es in deiner Welt so ruchlos zugehen!“ Aber bald erwacht die christliche Liebe und rüstet sich zu allen Werken des Mitleids und der thätigen

Hülfe. „Hier muß gerettet, hier muß der List des Satans entgegengearbeitet werden; o gewiß, hier ist viel zu retten, und dem Reiche des Guten manche Seele zu gewinnen!“

Nun beginnt die Rührigkeit der Gedanken, und auf tausend Mittel und Wege wird gesonnen, wie dem Uebel abzuhelpen, der grenzenlosen Verderbtheit zu steuern sei. Kerker mit abgesonderten Zellen, Leihhäuser für heruntergekommene Arbeiter, Stifter für gefallene und reuige Mädchen, und unzähliges Andere wird nicht nur vorgeschlagen, sondern auch sogleich unternommen. Es werden auch ganze Wohlthätigkeits-Gesellschaften zusammentreten, wie man sie nie zuvor in solcher Ausdehnung gesehen hat und an Ausopferung und Mildthätigkeit wird kein Mangel sein. Rudolph, der Großherzog von Gerolstein, ist von Eugene Sue als leuchtendes Vorbild dieser so sichtlich erstarkenden Nächstenliebe aufgestellt worden.

Welches Uebel will man denn haben? das Laster, die Sündenlust! Ihm sollen die Quellen durch nützliche Reformen abgeschnitten, die verführten See-

len entrißten und zur Lust an der Sittlichkeit bewogen werden. Und wer will dieß große Werk, die Sünde um ihre Opfer und Diener zu bringen, verrichten? Wer anders als diejenigen, welche die Tugend lieben und einen sittlichen Lebenswandel für den wahren Beruf des Menschen erkennen!

Also die Tugendhaften wollen die Lasterhaften auf den rechten Weg bringen, die Diener im Reiche des Guten wollen das Reich des Bösen zerstören.

Seid ihr nicht Alle damit einverstanden, daß es nichts Größeres und Edleres geben könne, als die Verherrlichung des Guten, und habt ihr wohl etwas anderes an euch zu tadeln und zu bereuen, als daß ihr nur allzuoft noch vom Wege des Guten abweicht und „sündigt“? Fällt es einem von Euch jemals ein, zu fragen, ob das Gute wohl werth sei, daß man darnach strebe, und ob das Gute wirklich dasjenige sei, was der Mensch durch sein Leben zu verwirklichen suchen müsse? Ihr zweifelt eben so wenig daran, als die Lasterhaften und Gottvergessenen etwas Gründliches dagegen einzuwenden wissen, wenn sie auch noch so viel dagegen — sündigen.

Ihr, die ihr die Sünder befehren und bessern wollt, ihr seid ja selbst unbelehrbar und unverbesserlich. Ihr laßt den Zweifel gar nicht an euch kommen, ob das Gute nicht eben ein — leerer Wahn sei, und wenn ihr auch eingestehen müßt, daß ihr selbst es gleich den Philosophen, die auch nur „Liebhaber der Weisheit“ bleiben, niemals erreicht, ihr meint doch, die Sünder müßten zum Guten vermocht und dahin gebracht werden, „gut zu thun.“ Ihr wollt die Sünder befehren von der Lust am Bösen, möcht ihr euch vielleicht nicht selbst an der Lust am Guten befehren? Fragt euch nicht, was das Gute sei, sondern ob es überhaupt sei, oder wollt ihr durchaus wissen, was es sei, so fragt euch zu allererst, ob es nicht euere — Einbildung sei. —

Doch ihr seid schlagend mit eueren Beweisen, indem ihr ja nur auf Beispiele hinzuweisen braucht: „die Lüge ist böse, die Aufrichtigkeit aber ist gut, die Unbussfertigkeit ist böse, die Bussfertigkeit und Reue ist gut, die Unkeuschheit eine Sünde, die Keuschheit eine Tugend u. s. w.“

Wohlan denn, blicken wir in die Mysterien und sehen dem Spiele zu, das Tugend und Laster in diesem Romane mit einander treiben. Ich werde von dem Zusammenhange und Verlaufe dieser Geschichte nichts sagen, denn ich setze voraus, daß ihr's gelesen habt. Eben so wenig will ich von dem sogenannten Kunstwerthe des Buches sprechen. Wenn ein sogenannter Jongleur die halzbrechendsten Stücke producirt, oder ein Taschenspieler das Erstaunlichste leistet, so wird man doch am letzten Ende sagen, es waren eben Jongleur- und Taschenspielerkünste, ausgezeichnet in ihrer Art; aber über die Art selbst spricht man ohne besondere Achtung. So will ich auch unserem Verfasser nicht über die Kunstfertigkeit im Abschildern der socialen Contraste und Charaktere zu nahe treten, wenn gleich er feineren Kunstkennern schwerlich überall ein Genüge gethan haben mag; über das Abschildern selbst aber denke ich nicht groß genug, um mich durch das darin bewiesene Talent gegen den Mangel an aller tieferen und gewaltigeren Einsicht in das Wesen der Gesellschaft blind machen zu lassen. Görres hat auch ein schönes Talent an die Ver-

Stoßtheit eines dummen Gedanken verschwendet und muß in diesen Kindereien sich zu Tode gängeln lassen, wie er, so viele Andere.

Obwohl der Großherzog von Gerolstein nicht als der Held des Romans gelten kann, so wird doch nicht allein das ganze Getriebe desselben durch ihn in Bewegung gesetzt, sondern er repräsentirt auch die Höhe der Anschauungen und Gedanken, zu welcher der Dichter selbst sich emporschwingt. Diese Höhe ist aber keine andere, als die Idee der Sittlichkeit, und an jeden Gedanken und jede That wird ein für allemal dasselbe Ellenmaaß angelegt: das der Sittlichkeit.

Wir haben also ein dichterisches Kunstwerk vor uns, das, ganz von dem Standpunkte der Sittlichkeit aus gearbeitet, zeigen wird, welcherlei Menschen dieser Standpunkt erzeugt, und was überhaupt unter der Herrschaft dieses Principes zu Tage kommt.

Durch eine Versündigung gegen das geheiligte Haupt seines Vaters und Herrn, auf den er in einem Augenblicke der Liebeswuth das Schwert gezückt, ist Rudolph (der Großherzog) zu dem Ent-

schlusse reumüthigster Buße getrieben worden, die er nach seiner Meinung nur dadurch bethätigen kann, daß er „nach Kräften Gutes wirkt.“ Dieser Vorsatz bringt ihn nach Paris, wo er die Spelunken der Armuth und des Verbrechens aufsucht, um Leiden zu lindern, verhärtete Herzen zu erweichen, oder durch ein fürchterliches Strafgericht in Verzweiflung zu stürzen, und um zu helfen, wo geholfen werden kann. Bei seinen fürstlichen Mitteln gelingt es ihm leicht, mancher physischen Noth zu steuern, und die Familie Morel unter Andern verdankt ihm ihr Lebensglück; näher indeß, als die Beseitigung physischer Leiden, liegt ihm die Entfernung moralischer Gefahren am Herzen, und dieses Bestreben führt ihn mit der eigentlichen Heldin dieses Romanes zusammen.

Kleur de Marie (Marien-Blume), oder wie wir sie schlechtweg nennen wollen, Marie, das Kind seiner ersten Liebe, von dessen Existenz Rudolph keine Ahnung hat, ist in der Haft, unter den gräßlichen Händen der Cule (Chouette) und in andern traurigen Verhältnissen zu einem blühenden Mädchen aufgewachsen, und muß endlich, von

Armuth gepreßt und von Kupplerinnen beschwagt, sich entschließen, das Gewerbe eines Freudenmädchens zu ergreifen. Noch unergriffen von der Lust an dieser Lebensweise, wird sie besleckt, ohne sich selbst zu beslecken: sie ist unbetheiligt und noch keine Sklavin der Begierde, die ihrem Stande erst die rechte Befräftigung geben würde. So findet sie Rudolph, und was das Laster an ihr nicht zu leisten vermocht hatte, das versucht jetzt die Tugend: sie versucht das arme Kind, das eine Beute des Lasters zu werden droht, zur Tugend zu führen. Rudolph bietet alle Versprechungen und Verlockungen auf, durch die er die leicht erregbare Phantasie des Mädchens zu bestechen hoffen darf. Sie, die mitten in einem taumelnden Lasterleben nicht „gefallen“ war, sie widersteht den einschmeichelnden Verheißungen des Tugendwerbers nicht und — fällt. Doch möchte sie immerhin fallen, wenn sie sich nur wieder erhöbe. Wie aber soll ein E. Sue, der Dichter des tugendreichen und liberalen Bürgerwesens, sie zu einer weiteren Erhebung kommen lassen? Ist sie nicht gerettet, wenn sie in den Schooß der allein seligmachenden Sittlichkeit sich

geflüchtet hat? Meint man etwa, sie sollte sich zur Frömmigkeit erheben, so geschieht das ja in vollem Maaße, wie denn wahre Sittlichkeit und wahre Frömmigkeit sich niemals ganz von einander trennen lassen; denn selbst diejenigen Sittlichen, welche den persönlichen Gott leugnen, behalten ja am Guten, am Wahren, an der Tugend, ihren Gott und ihre Göttin.

Doch ich meine nicht, daß Marie nach jenem Falle sich zur Frömmigkeit erheben sollte; ich meine nur, daß, wenn es etwas Werthvolleres gäbe, als Sittlichkeit und Frömmigkeit, unser Dichter davon nichts wissen könnte, weil es nicht in seinem Gedankenkreise liegt, und seine Personen sich nie dazu erheben könnten, weil die Besten darunter doch nicht besser zu sein vermögen, als ihr Schöpfer. Marie, die von Rudolph für den Dienst der Sittlichkeit angeworben wurde, wird darin fortan in Treue und Gehorsam, als ein ergebener und folgsamer Diensthote verharren, und welche Geschichte auch ihr nun folgendes Leben aufzeigen möge, sie wird immer nur die Schickungen enthalten, welche

der strenge Dienst ihrer Gottheit über Marien,
die treue Magd, verhängt

Den Klauen der Eule, die nur den Leib verderben konnte, entronnen, geräth Marie in die Macht des Priesters, der ihre zarte Seele mit der frommen Lehre verdirbt, daß ihr Leben von nun an ein Leben der Buße sein müsse, um bei Gott sich dafür die künftige Vergebung zu erkaufen. Das entscheidet über ihre ganze Zukunft. Dieser Wurm, den ihr der Priester ins Herz setzte, nagt fort und fort, bis er sie zur Entsagung und Zurückziehung aus der Welt gezwungen, und endlich gar das gottergebene Herz zersessen und zerbröckelt hat. Und doch ist jene fromme Lehre des Priesters die wahre Lehre der Sittlichkeit, gegen welche zuletzt alle „vernünftigen“ Einwendungen Rudolphi verstummen müssen.

Rudolph nämlich giebt sich der süßen Hoffnung hin, am Hofe zu Gerolstein mit Marien, seinem reizenden Töchterchen, die Wonne eines innigen Familienlebens und die Freuden eines Vaters kosten zu können, der sein von Allen verehrtes und

angebetetes Kind, die sittsame und tugendreiche Prinzessin, täglich mit neuen Gaben der Liebe überhäufen, und für die einst erduldeten Qualen eines verstoßenen Daseins fürstlich und väterlich entschädigen kann. Alle Lust der Welt, wie sie ein großherzoglicher Hof nur bieten kann, soll ihr von nun an offen stehen.

Aber um welchen Preis müßte Marie die Lust der Welt erkaufen? Nur wenn Niemand ihre frühere Aufführung erfährt, wird man die Liebenswürdigkeit ihres gegenwärtigen Betragens anerkennen; erführe man sie, so schützte kein Glanz der Krone die arme Prinzessin vor den giftigen Blicken und dem verächtlichen Achselzucken dieser unerbittlichen Verehrer der Sittenreinheit. Das weiß Rudolph sehr wohl und trägt deßhalb auch nicht das leiseste Bedenken, seine gesammte Umgebung über Mariens Jugendjahre zu belügen. Welcher vernünftige Mensch würde auch anders handeln? Nur kein Ultra, selbst nicht in der Sittlichkeit! So spricht der sittliche Liberale.

Allein Marie, die reine Priesterin des sittlichen Prinzips, kann die, statt alle Folgen ihrer Misse-

that jezt, da sie in die sittliche Welt eingetreten ist, bußfertig zu tragen, die Buße durch eine Lüge von sich weisen? Darf sie durch Täuschung sich einschleichen und reiner erscheinen wollen, als sie ist? „Täuschen, immer täuschen, ruft sie verzweifeln aus, immer fürchten, immer lügen, immer beben vor dem Blicke desjenigen, den man liebt und achtet, wie der Verbrecher zittert vor dem unerbittlichen Blick seines Richters!“ Darf Marie, die Dienerin am Altare der Sittlichkeit, darf sie — lügen? —

Die Lüge ist eine Sünde, die kein sittlicher Mensch sich vergeben kann. Er mag sich mit der Noth entschuldigen, so viel er will, auch die Nothlüge bleibt eine Lüge. Wie kann der der Wahrheit dienen unter allen Versuchungen, der sich in mancher Versuchung zur Unwahrheit verleiten läßt? Kein Sittenlehrer kann die Lüge rechtfertigen, und wird dennoch von sittlichen Menschen so viel gelogen, so beweist dieß eben nur, daß das Prinzip der Sittlichkeit oder des Guten zu kraftlos ist, um das wirkliche Leben zu leiten. Denn in diesem wird der Mensch unbewußt zu Thaten geführt, die sei-

nem schwächlichen Prinzipie Hohn sprechen, und ihn ermuntern könnten, sich von dem Gängelbände desselben loszureißen; aber man reißt sich von einem Bahne nicht anders los, als wenn man ihn theoretisch überwindet.

Marie, einmal gewonnen für den Cultus des Guten, ist zu feinsühlend, um sich zu einer Ausnahme von seiner Regel zu bereden. Sie kann nicht lügen. Aber wie, könnte sie der Welt, dieser „unerbittlichen Richterin,“ nicht gestehen, was sie verbrochen? Sie könnte es gestehen, aber dann wäre sie auch „gerichtet.“ Die Welt des Guten könnte nicht bestehen, wenn sie nicht „Güter“ hätte, und unter diesen Gütern ist die Keuschheit ein Gut, dessen Einbuße sie keinem — Weibe verzeiht. Eine nachfolgende dauernde Züchtigkeit kann die ursprünglich, der sittlichen Ehre, geschlagene Wunde vernarben lassen, aber den Schandfleck der Narbe wäscht keine Zeit ab. Die Welt, welche an die Sittlichkeit und ihre Güter glaubt, kann — nicht vergessen; für sie haben diese Güter einen Werth, und sie mag es anstellen, wie sie will, die Empfindung eines Mangels und Gebrechens kann sie da, wo

eines dieser Güter, an denen ihr Wahn klebt, verloren gegangen ist, nicht gänzlich unterdrücken. Ein Weib, das seine Keuschheit preisgegeben, das unter dem „Auswurf der Gesellschaft“ gelebt, das sich „entwürdigt“ hat, wird für alle Zeit scheel angesehen werden; denn es ist „befleckt, vergiftet, berührt von Schändlichkeiten,“ es ist — „geschändet.“ Und für die zugezogene Schande fordert die Welt als Buße eine unausgesetzte Scham, eine Scham, die sie stets in der Büßerin wach zu erhalten beflissen sein wird.

Vielleicht meint man aber, es sei das nur eine Ueberspanntheit und falsche Scham, die jeder nicht zu reizbare Mensch leicht überwinden würde. Wir müssen aber doch fragen, was in dem sittlichen Urtheil der Welt denn eigentlich Geltung habe, ob der Mensch als solcher oder — seine Güter. Es ist nicht ohne den innigsten Zusammenhang, daß gerade die Zeit des Liberalismus und der Bourgeoisie so viel auf Sittlichkeit hält: ein Banquier und ein Sittlicher beurtheilen den Menschen aus ein und demselben Gesichtspunkte, nämlich nicht nach dem, was er durch sich ist, sondern nach dem

was er durch seinen Besitz ist. „Hat er Geld?“ Mit dieser Frage läuft die andere parallel: „Hat er Tugenden?“ Wer kein Geld hat, mit dem befaßt sich der Banquier nicht: er „macht ihm Schande;“ wer die Tugenden eines ehrbaren Bürgers nicht „besitzt,“ der muß ihm nicht zu nahe kommen. Nach Gütern mißt der eine wie der andere, und der Mangel eines Gutes ist und bleibt ein Mangel. Wie ein Pferd, das alle Tugenden des besten Pferdes, aber eine schlechte Farbe hat, einen Makel behält, so haftet an einem Weibe, das um die unbefleckte Reinheit gekommen ist, auf Zeit ihres Lebens ein Flecken. Und mit Recht, denn es fehlt ihr eines der hauptsächlichsten Güter, die einem sittlichen Weibe Ehre machen. Ist Marie auch jetzt keusch, so ist sie es doch nicht immer gewesen, ist sie auch jetzt unschuldig, so war sie es doch vorher nicht. Die Unschuld ist so zarten Wesens, daß sie niemals berührt worden sein darf; einmal verletzt, ist sie auf immer verschwunden. Unschuld ist eine so fixe Idee, daß Morel an ihr zum Wahnsinnigen wird und Marie zur Vetschwester. — Es muß auch so sein. Ist

der Abstand der Verworfenen von den Reinen, der Unsitlichen von den Sittlichen, einmal ein fixer, so drückt Marie nur zart, innig und unüberholbar das Gefühl dieses unauslöschlichen Gegensatzes aus. Sie ist — „entweicht.“

Was soll die Einwendung beweisen, daß man ja längst nicht mehr so penibel sei und gegen früher einer großen Nachsicht in diesem Punkte hulbige? Erstlich ließe sich diese Behauptung überhaupt bestreiten, weil man zwar keine Kirchenstrafen mehr verhängt, sittlich aber weit weniger lax urtheilt, als in den Zeiten des ancien regime; sodann aber hat die große Masse von jeher an vielen Stellen ihrer Haut harte Schwielen gehabt und gegen die strengen Consequenzen ihrer Glaubensartikel sich unempfindlich gezeigt. Soll darum ein zarter empfindendes und strenger denkendes Wesen, wie Marie, dem Schlenbrian der Alltagsmenschen verfallen müssen?

Vielmehr müssen wir anerkennen, für sie, die den Anforderungen der Sittlichkeit ein volles Genüge zu thun sich gedrungen fühlte, war die Zurückziehung aus der Welt unvermeidlich. Denn

belügen durfte sie die Welt nicht, ohne unsittlich zu handeln, und eingestehen durfte sie's nicht, wenn sie nicht, statt des Genusses, den Hohn und Spott der Welt erndten wollte. Jede Freude, die sich ihr künftig darbieten konnte, würde sogleich durch den Stachel der Scham vergiftet worden sein. In diesem Gefühle ruft sie aus, als ihr Vater dem Prinzen Heinrich, ihrem Geliebten, Eröffnungen zu machen gedenkt: „Sie wollen, daß ich sterbe, mich in seinen Augen so erniedrigt zu sehen!“ Sie hatte von der Welt, vor der sie entweder etwas auf dem Gewissen behalten oder von der sie sich etwas nachtragen und gedenken lassen mußte, nichts mehr zu hoffen: sie hatte es mit ihr verborgen.

Warum aber flüchtet sie sich zu Gott? Weil weder die Welt noch sie selbst ihre Sünde ihr abnehmen können. Nur Gott kann ihr vergeben. Die Menschen müssen sich nach dem Gesetzbuche des Guten richten und sind nur Unterthanen im Reiche des Guten; Gott allein ist der absolute König, dem auch das Gute unterworfen ist, und er fragt nicht, wo er begnadigen will, nach dem Guten,

sondern nach seinem unumschränkten Willen. — Was liegt nun in dieser Hinwendung Mariens zu dem Herrn? Wiederum dieß, daß sie fühlt, wie nach dem sittlichen Maasstabe ihr nimmermehr Gerechtigkeit werden könne, und wie sie darum eines anderen Maasses und Urtheils bedürfe. Daß sie die Losprechung gerade von Gott durch ein reuenvolles Leben zu erkaufen sucht, das ist gleichfalls das Werk des frommen Priesters, der ihr freilich nichts sagen konnte noch durfte: Wer sich selbst bindet, der ist gebunden, und wer sich selbst löset, der ist gelöst. Was sie selbst sich zu leisten vermöchte, das sucht sie außer sich zu erstehen; aber sie wäre eben weder sittlich noch fromm, wenn sie anders verführe.

Wie konnte auch das sittliche Mädchen sich erst die Unkeuschheit und hernach gar die Lüge vergeben? Dazu gehört mehr als Sittlichkeit, und könnte sie's, so fiel ja das ganze hübsche Bauwerk E. Sue's in ein lächerliches Nichts zusammen, so wäre das Gute nicht mehr das Höchste, so wäre der Mensch erhaben über Tugend und Laster, über Sittlichkeit und Sünde.

Die ganze Collision besteht darin, daß ein Paar Bornirte es mit einander zu thun haben, bornirt beide durch den Wahn des Guten und Bösen. Wie die Welt urtheilt: das und das dürfen wir thun, denn es ist gut, jenes aber, z. B. lügen, dürfen wir nicht, weil es böse ist, so denkt auch die durch Rudolph der Tugend zugeführte Marie.

Legte der Dichter an Marie nicht das Nichtseel der Tugend und Sittlichkeit, sondern maße sie nach ihr selbst als ihrem eigenen Maasse, wie man geschiedter thäte, wenn man den Löwen nicht nach einer menschlichen Eigenschaft, der Großmuth, beurtheilte, sondern nach der thierischen Löwen-natur, so käme vielleicht das wunderbare Resultat zum Vorschein, daß Marie erst von dem Augenblick an ein elendes, verlornes Kind wurde, wo sie die Tugend kennen lernte und ihrem Dienste sich weihete, während sie in der Zeit ihres unethischen Wandels ein gesunder, freier und hoffnungsvoller Mensch gewesen war. Dieß soll nicht etwa nur den oberflächlichen Sinn haben, daß die mit der Tugend zusammenhängende Reue das arme

Mädchen unglücklich stimmte und um seinen Trost
 kein brachte, sondern den schärferen, daß sie eine
 gedrückte Sklavin werden mußte, sobald sie in
 die sittliche Welt eintrat und ihren Pflichten sich
 zu unterwerfen begann. Als der Bürgengel der
 Befehlung es einmal erfasst hatte, da war es um
 dieß arme Kind geschehen. Unter dem Druck der
 Verhältnisse, in welche ihr Schicksal sie geworfen
 hatte, hätte der offene sinnige Geist dieser Bajer-
 bere das starke Zornfeuer ansammeln können, das
 dazu gehört, um die lastende Erbwucht einer er-
 starreten Gesellschaft zu durchbrechen, und aus dem
 Stande der Erniedrigung heraus sich zu — em-
 pören. Was lag am Verluste der Menschheit bei
 einem Mädchen, das diesen und jeden Verlust an
 der ganzen schuldigen Welt zu rächen Muth und
 Geist hatte?

Aber ein E. Sue kennt kein anderes Glück
 als das der ehrlichen Leute, keine andere Größe
 als die der Sittlichkeit, keinen andern menschlichen
 Werth als den der Tugendhaftigkeit und Götter-
 gebenheit. Ein Menschenkind, aus dem ein freier
 Mensch werden konnte, mußte zum Tugenddienste

verföhrt, ein noch unverdorbenes Gemüth mußte mit dem Bohn der „guten Menschen“ vergiftet und verderbt werden. Wenn ein Dichter darzustellen vermag, wie seine Heldin, die mitten im Gewühl der schmutzigsten Laster ihr Leben führen und selbst die Blüthe ihres Leibes ihnen zur Beute lassen muß, nicht gleich der Thouette oder dem Schulmeister, oder auch ihren weiblichen Altersgenossen zu einer Dienerin des Lasters wird, sondern ähnlich einer Atheistin, welche die kirchlichen Gebräuche zwangsweise erfüllt, völlig frei bleibt: sollte man da nicht meinen, er müßte sie auch über den Einfluß der Tugend erhaben halten können? Aber nein, der schwächliche, vom Ideale des „rechten Bürgerthums und wahren Staates“ träumende Poet macht aus ihr, statt eines gestählten Charakters, ein sentimentales, vom Wahne des „Guten“ leicht veräufelbares Gemüth, macht dasselbe Mädchen, das sich gegen das Laster behauptete, zu einem schwachen, kraftlosen Geschöpf, das sich mit Leib und Seele in die Sklaverei der Tugend anheim giebt. Auch nicht Eine Person findet sich in dem ganzen Romane, die man einen selbstgeschaffenen

Menschen nennen könnte, einen Menschen, der, rücksichtslos sowohl gegen seine Triebe als gegen den Antrieb eines Glaubens (Glaube an Tugend, Sittlichkeit u. s. w. und Glaube an das Laster) sich kraft der eigenen schöpferischen Allmacht selbst erschüfe.

Die Einen nämlich folgen blindlings der Leitung ihres Herzens, ihrer Gemüthsart, ihrer Natürlichkeit. So die Rigolette (Fachtaube): sie ist eben so, wie sie ist, ein zufriedenes Gemüth und eine glückliche Mittelmäßigkeit, und was sie ist, das wird sie immer bleiben, ein Wesen ohne alle Entwicklung, wie eben ihre Kanarienvögel auch; sie können nur Schicksale erfahren und erleiden, aber sie können nicht anders werden. Die Rehrseite zur Rigolette giebt der kleine Lahme ab, ein schadenfrohes Kind, das eben immer von seiner Lust, der Schadenfreude, die natürlich mit dem Alter an hämischen Wesen zunimmt, sich bestimmen lassen wird, bis es einmal auf dem Schaffot endet, und so geschichtslos in die Grube kommt, wie Rigolette in ein ehrsamcs Grab. — Welche Art von Trieb eine lebenswierige Herrschaft über das Individuum

ausbleibt, macht hierbei keinen wesentlichen Unterschied; bei Herrand ist's der Geiz, bei dem Spitzigen die energielose Schwachhaftigkeit u. s. w.

Für die zweite Gattung entwicklungsloser und unfreier Menschen, derjenigen nämlich, welche weniger von ihrem natürlichen Triebe, desto mehr aber von einem Glauben, einer fixen Idee abhängen, hat E. Sue, der selbst ein Knecht unter diesen Knechten nichts Besseres kennt, besonders auf die Tugendbesessenen eine pathologische Genauigkeit verwendet. Obenan steht sein tugendgläubiger Großherzog, der zu dem großen Orden der „Böthäter der leidenden Menschheit“ gehört und sein Ordenszeichen nicht auf, sondern in der Brust trägt. Dieser „barmherzige Bruder“ Rudolph, milde und streng und ganz dazu gemacht, die Menschen zu „bemuttern,“ will die im Sündenpfuhl vorkommenden Unglücklichen physisch und moralisch bessern und — belohnen, die hoffnungslos Verdorbenen aber unschädlich machen, und durch ausgesuchte Seelenmartern — bestrafen. So zieht er in Paris ein und so zieht er, ungeheilt von seinem Wahnsinn, wieder hinaus, nachdem er seine Tochter in das

Gotteshaus der Tugend eingeführt, und um die letzte Möglichkeit gebracht hat, ein eigener Mensch zu werden. Als die Tugend dieß Kind endlich ganz um den Verstand und ums Leben bringt, da gehen dem barmherzigen Vater zwar die Augen auf, aber nicht etwa über den Wogen, für dessen Priesterdienst er die Unglückliche geopfert, sondern über die „Gerechtigkeit des unerforschlichen Gottes,“ der seinen Angriff auf den Vater jetzt an ihm als Vater durch den Verlust der Tochter rächt. So schwachsinnig ist dieser Kämpfer für Tugend und Religion, daß er in der consequenten Durchführung seines eigenen Princip's, die er in der Handlungsweise der Tochter anzuerkennen und zu bewundern nicht umhin kann, nichts sieht, als ein „Zorngericht“ Gottes. Marie erfüllt ganz und vollständig das, was Sittlichkeit und Religion fordern; ihr Vater muß selbst bekennen, daß „sein unglückliches Kind in allem, was das Zartgefühl des Herzens und der Ehre betrifft, mit einer so unerbittlichen Logik begabt sei, daß man ihr nichts erwidern könne,“ — er „gibt es auf, sie zu überreden, da alle Vernunftgründe zu ohnmächtig

sind gegen eine so unüberwindliche Uebergengung, die aus einem edlen und erhabenen Gefühle herflammt,“ — ja er gesteht, daß er in Mariens Namen auch „so würdig, so müßig“ gehandelt haben würde: — und nun, was erkennt er in dieser unbeugsamen, vollendeten Sittlichkeit seiner Tochter? Eine „Züchtigung“ Gottes, der ihm diese Erhabenheit seines Kindes zur „Strafe“ schide! Wahrlich, man kann das feige Juste-milieu unserer liberalen Zeit nicht grausamer, nicht hohnlachender zeichnen, als ein weichmüthiger Anhänger desselben es unfreiwillig hier selber gethan hat. — Der gute Fürst hat bei seiner Bußfahrt „nichts gelernt und nichts vergessen.“ Als Mensch ohne Entwicklung und Selbstschöpfung erfährt er nur die harten Schicksale, welche der Dienst der Tugend ihren Gläubigen bereitet: er macht nur theologische Erfahrungen, keine menschlichen. Oder unterwirft er jemals dem Herrn, welchem er dient, der Kritik, und fällt es ihm auch nur einmal ein, die Ideen der Sittlichkeit, Religiosität, Ehrlichkeit u. s. w., für deren Dienst er wirbt, nach ihrem Kern zu fragen? An ihnen steht ihm, als an festen Grenzen,

der Verstand still, und jede weitere Erhebung, jede Erlösung und Befreiung von diesem absoluten Herrn ist dem von diesem Punkte an urtheilsvollen Fürsten unmöglich. So scharfsinnig er sich auch erweisen mag, als sittlicher Mensch, so durchaus geistlos ist er im Urtheil über den Menschen, ein treues Abbild seines tugendprieesterlichen armseligen Dichters.

Im entgegengesetzten Glauben eingefesselt und mit Fanatismus ihm ergeben, ist die Mutter Martial. Auch das Verbrechen hat und muß seine Fanatiker haben, die daran glauben, und es zu Ehren bringen wollen: die Mutter Martial ist eine — Lasterheldin. Sie lebt und stirbt für Ideal, das Verbrechen. Wie die Tugendgläubigen, so ist auch sie, die Lastergläubige von einer fixen Idee um alle Entwicklung und Schöpfung ihrer selbst gebracht; sie muß untergehen mit diesem Pathos, weil sie nicht heraus kann. Auch für sie gilt jenes „Hier steh ich, ich kann nicht anders.“ Erstarrt und ergraut in ihrem Glauben, ist sie der Kritik, der einzigen Erlösung von jedem bis zur unnach-

baren Heiligkeit anschwellenden Wahne so unfähig, wie irgend ein anderer Gläubiger; ja alle Gründe, welche sie daraus erröthen könnten, dienen ihr viel mehr, wie es bei Wahnsinnigen der Fall ist, zur Verstärkung. Für sie giebt es keine andere Erfahrung, als die der Schickungen, welche der Wahn der ihr Leben abspinnnt und zu realisiren sucht, auf sie hereinbrechen läßt: sie macht nur unsittliche und heillose Erfahrungen, wie ihre Gegensüßler nur sittliche und fromme machen.

Der Glaube an die Tugend zur festen Gesinnung geworden, ist der Geist Rudolphi; das Laster als feste Gesinnung, repräsentirt die Mutter Martial. Welch' fürchterliches strenges Gericht läßt sie über ihren „mishrathenen“ Sohn ergehen, der von der strengen Gesinnung des Lasters nichts wissen will. Sie handhabt das Hausregiment, als eine Frau von Grundsätzen, erfüllt von Grundsätzen des Verbrechens, wie andere Familienhäupter von Grundsätzen des Guten erfüllt, eine schneidende Herrschaft üben, und gleich Brutus das Vatergefühl ersticken. Ist

die Majestät der Tugend eine wesentlich andere, als die Majestät des Lasters, und die eine feste Sägung erträglicher, als die andere? An seinem früheren Romane *Atar Gull* hätte E. Sue lernen können, wie Rachgefühl und Rechtsgefühl identisch sind, wie das Gute und Böse in Eins zusammenfallen, wie der schwarze Mohr des Teufels ist, nur wegen seiner Schwärze, der weiße Pariser aber, der jenem den Tugendpreis zuerkannt, Gottes, nur wegen seiner undurchglühten Weiße; aber an dem guten Dichter ist so wenig mehr zu bessern, als an seinen Romanfiguren, die, wenn sie sich belehren, nur jämmerlicher und sflavischer werden, und werden müssen, als sie zuvor waren.

Da wir an den Hauptpersonen und einigen andern sehen, daß sie gebundene, geknechtete Charaktere sind, die durch ihre Triebe und durch ihren Glauben beherrscht, und um alle Selbstschöpfung und Selbstangehörigkeit gebracht werden, so brauchen die untergeordneten nicht besonders erwähnt zu werden. Es ist klar, der Dichter brachte es zu nichts, als zu bornirten Menschen, denen

ungebildete Natürlichkeit oder unnatürliche Bildung, Begierden, oder Sagen, die und die Schicksale bereiten. So ist allerdings die Welt, und E. Sue hat nur bewiesen, daß er sich das Wohlgefallen dieser Welt erwerben, aber nicht, daß er sie aus ihren Angeln heben und — erlösen kann.

Rein Wunder, daß die *Mysterien* so großen Anklang fanden. Die sittliche Welt empfängt ja an ihnen die gelungenste Ausgeburt der Philistenhastigkeit, das getreue Abbild ihrer eigenen Menschenfreundlichkeit, das volle Echo derselben Klagen, in welche auch sie ausbricht, die gleiche Reformsucht in Dingen, an denen so wenig mehr zu reformiren ist, als am Türkenthum. Mahmud II. war nicht der einzige wohlwollende und unnütze Reformator unserer Zeit; der gesammte Liberalismus — und wer wäre heute nicht, er stehe hoch oder niedrig, liberal! — veredelt unter großen Hoffnungen ein Türkenthum. „Unsere Zeit ist krank!“ so redet betrübten Blickes der Freund den Freund an, und alsbald machen beide einen botanischen Streifzug, um unter den lieblichen Kräutern des Landes das „rechte Heilmittel“ zu suchen.

Ihr Freunde, eure Zeit ist nicht krank, sie ist abgelebt; darum quält sie nicht mit Heilversuchen, sondern erleichtert ihr letztes Stündlein durch Beschleunigung und laßt sie — genesen, kann sie nicht mehr — laßt sie sterben.

„Ueberall Mängel, Gebrechen!“ Das räumt ihr selbst ein, und hegtet ihr etwa noch Zweifel, so schlägt die Mystereien auf, um das ganze Elend der Gebrechlichkeit anzuschauen. Versucht's einmal, das Türkenthum zu „reformiren.“ Indem ihr hofft, es zu heilen, werdet ihr's — zersetzen. Es hat keine Mängel, so wenig als ein Greis, als Greis deren hat. Freilich geht dem Greise die Kraftfülle der Jugend ab, aber er wäre eben nicht Greis, wenn er sie hätte, und wer diesem „Mangel“ des Greisenalters abhelfen wollte, der wäre ein wohlmeinender Reformator, wie Mahmud II. und unsere Liberalen. Der Greis geht der Auflösung entgegen, ihr aber müchtet ihn verjüngen, sein schlotterndes Gebein wieder straff ziehen. Nicht krank ist unsere Zeit, um geheilt zu werden, sondern alt ist sie, und ihr Stündlein hat geschlagen.

Dennoch springen Tausende von E. Sue's herbei und bieten ihre heilsamen Quacksalbereien an.

Soll man schließlich noch ein Wort verlieren über die vortrefflichen Einrichtungen des Fürsten aus dem Wohlthäterorden und die philanthropischen Vorschläge des Romanschreibers selber? Sie laufen ja alle darauf hinaus, die Menschen durch Belohnung oder Bestrafung so lange zu „treten“, bis sie die Tugend zu ihrer Herrin machen! Es sind Anträge zu Staatsverbesserungen, wie man vor der Reformation deren unzählige zur Kirchenverbesserung machte: Verbesserungen, wo nichts mehr zu verbessern ist.

Max Schmidt.

